

Pariser Historische Studien

Band 100

Rezensionen:

- » Rezension in Niedersächsisches Jahrbuch von Maike Bartsch
- » Rezension in Westfälische Forschungen von Anika Bethan
- » Rezension in der Revue de l'Institut Français d'Histoire en Allemagne von Claire Gantet
- » Rezension im Jahrbuch für Regionalgeschichte Otto-Friedrich-Universität Bamberg von Mark Häberlein
- » Rezension in Romanische Forschungen Universität Bonn von Annika Haß
- » Rezension in Frankreich Forum Universität des Saarlandes von Thomas Höpel
- » Rezension auf H-Soz-Kult von Martin Knauer
- » Rezension in Historische Zeitschrift Johann-Wolfgang-Goethe Universität von Bettina Severin-Barboutie
- » Rezension in Skriptum von Katharina Thielen
- » Rezension (auf italienisch und sehr kurz) in Le Carte et la Storia (anonym)

NIEDERSÄCHSISCHES JAHRBUCH FÜR LANDESGESCHICHTE

Neue Folge der
»Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen«

Herausgegeben von der
Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen

Band 85



2013

WALLSTEIN VERLAG

Gefördert mit Hilfe von Forschungsmitteln des Landes Niedersachsen
und Mitteln des Historischen Vereins für Niedersachsen

Das Jahrbuch ist zugleich Organ des Historischen Vereins
für Niedersachsen in Hannover

Schriftleitung:

Prof. Dr. Thomas Vogtherr, Dr. Christine van den Heuvel,
Dr. Söhnke Thalmann
(verantwortlich für die Aufsätze)

Dr. Thomas Franke
(verantwortlich für die Buchbesprechungen und Nachrichten)

Anschrift:

Niedersächsisches Landesarchiv
Am Archiv 1
30169 Hannover

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Manuskripte zur Veröffentlichung werden an die Schriftleitung erbe-
ten. Die Manuskripte werden einem Begutachtungsverfahren unterzo-
gen (Peer Review). Die Annahme eines Manuskripts zum Druck kann
von der Einarbeitung der dabei vorgenommenen Korrekturen oder
sonstiger Hinweise abhängig gemacht werden. Die Ablehnung von
Manuskripten bleibt vorbehalten; sie wird nicht begründet.

ISSN: 0078-0561

ISBN: 978-3-8353-1501-3

Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Der zweite Teil wendet sich der Landeskirche selbst und insbesondere der Kirchenleitung zu. Insbesondere der ausführliche Beitrag von Ernst Kampermann, der besser an den Anfang des Buches platziert worden wäre, gibt einen guten Überblick über die Perspektiven und Aktivitäten der Landeskirche im Hinblick auf den Umgang mit den Vertriebenen aus dem Osten. Der Fokus ist dabei vor allem auf die karitative und seelsorgerliche Tätigkeit und den Ausbau entsprechender Strukturen gerichtet. Der Einrichtung eines Landesflüchtlingspfarramtes und der rechtlichen Seite der Aufnahme von ca. 340 Ostpfarrern sind zwei eigene Beiträge von Arnulf Baumann und Peter von Tiling gewidmet. Immer wieder geht es dabei um die Frage der richtigen Balance zwischen rascher und gleichberechtigter Eingliederung der Flüchtlinge in die gemeindlichen und kirchlichen Strukturen einerseits und dem Zugeständnis besonderer Frömmigkeitsformen und Sonderstrukturen andererseits in Form von landsmannschaftlich organisierten Hilfskomitees, Flüchtlingsausschüssen, Sondergottesdiensten oder Vertrauensleuten auf Gemeinde- und Kirchenkreisebene. Im Hintergrund steht dabei die abschließend eher positiv beantwortete Leitfrage, ob die Kirche den seelsorgerlichen Bedürfnissen der Vertriebenen gerecht geworden ist.

Wesentlich kürzer und unvollständiger fällt dagegen die kirchliche Wendung von karitativen und seelsorgerlichen zu politischen Fragen aus, die Kampermann seit den späten 1950er Jahren konstatiert. Insbesondere die innerkirchlichen Konflikte um die EKD-Denkschrift 1965 und die Neue Ostpolitik um 1970 werden nur angedeutet. Relativ diffus bleiben dabei auch die beharrenden Kräfte auf struktureller und persönlicher Ebene, wenn wiederholt von „Einseitigkeiten“ in der Flüchtlingsarbeit die Rede ist. Nur am Rande fällt dabei etwa der Name von Werner Petersmann, dem umtriebigen Stadtflüchtlingspastor von Hannover, langjährigem Vorsitzenden des „Konvents der zerstreuten Ostkirchen“ und Leiter der Dienststelle für landeskirchliche Vertriebenenarbeit. Petersmann hatte sich in der NS-Zeit bei den Deutschen Christen für eine „Entjudung“ des Luthertums stark gemacht, nach 1945 u.a. gegen das Tübinger Schuldbekennnis als Grundlage eines deutschen „Schuldmasochismus“ polemisiert und wurde 1969 schließlich als Bundestagsspitzenkandidat der NPD in Niedersachsen einer breiteren Öffentlichkeit bekannt. Die aufbrechenden Konflikte zwischen einer von solchen Personen getragenen Vertriebenenarbeit und anderen innerkirchlichen Milieus und auch Generationen hätten eine ausführlichere Betrachtung verdient.

Kommt manchen Beiträgen selbst eher ein Quellencharakter zu, so wird dies ergänzt durch weiteres Quellenmaterial im dritten Teil des Buches, vornehmlich in Form von Erinnerungen oder Berichten von weiteren Akteuren der Flüchtlingsarbeit in der Hannoverschen Landeskirche. Insgesamt ist dem Verlagskommentar auf dem Klappentext zuzustimmen, dass es sich bei dem Buch um eine „Fundgrube“ handelt, mit der „ein bislang wenig beachtetes Kapitel“ leider nur aufgeschlagen wird.

Oldenburg

Stephan SCHOLZ

PAYE, Claudie: *„Der französischen Sprache mächtig“*. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen (1807-1813). München: Oldenbourg Verlag 2013. 599 S., Abb. = Pariser Historische Studien Bd. 100. Geb. 64,80 €.

„Am Anfang war das Wort“ – dahingehend müsste das berühmte Diktum Thomas Nipperdeys um- oder zurückverwandelt werden, um dem Forschungsansatz Claudie Payes

gerecht zu werden. In Ihrer Dissertation über Kommunikation und Sprachpolitik im Königreich Westphalen beleuchtet sie nämlich nicht nur sprachliche Neuregelungen im bewusst traditionsfrei gebildeten französischen Satellitenstaat, sondern fokussiert auch den sprachlichen Humus, auf den Napoleon bei der Installierung des rechtsrheinischen Bruderkingreiches traf. Bereichernd ist es dabei, dass es Paye nicht nur um Politik und Reglementierung geht, sondern auch und gerade um die empfundene Wertigkeit der eigenen und der fremden Sprache, etwa in der Beleuchtung ihres Stellenwerts in der gegenseitigen Fremdwahrnehmung und im abgrenzenden Aufbau von Selbstbildern, insbesondere vor der Schablone des aufsteigenden modernen Nationalismus im frühen 19. Jahrhundert.

Die bei Rainer Hudemann und Etienne François entstandene Dissertation gliedert sich in ihrer 600 Seiten starken Druckversion in drei Teilabschnitte. Wie ein Fundament für die weiteren Überlegungen erscheint dabei der erste Teil (A), in dem die offizielle Sprachpolitik dargelegt wird. In dem sehr umfangreichen zweiten Teil (B) werden Sprach- und Kommunikationspraktiken im täglichen Umgang erläutert, darunter Übersetzungspraktiken und -probleme, Spracherwerb, Kommunikation zwischen Untertanen und den Vertretern der Regierung in Form von Petitionsschriften und schließlich außersprachliche Strategien der westphälischen Staatsbürger, namentlich demonstrative Handlungen oder die Nutzung symbolischer Mittel. Der dritte Teil (C) beleuchtet zeitgenössische Reflexionen über Sprachkontakte und -konflikte und basiert hauptsächlich auf der Memoirenliteratur der Restauration. Ein ursprünglich integriertes Kapitel über Postwesen und Briefkultur sowie eines über das Medium der Gerüchte im Königreich Westphalen sind aus der Arbeit ausgekoppelt und online publiziert worden.

Die auf überaus reiche Quellenfunde aufbauende Arbeit stützt sich neben Briefen, Bittschriften, Memoiren und anderen alltagsrelevanten Dokumenten auf Akten unterschiedlicher westphälischer Verwaltungsbereiche. Ein deutlicher Schwerpunkt liegt dabei auf den Polizeiakten des Königreichs, die aufgrund ihres Lagerungsortes in der Russischen Nationalbibliothek in Sankt Petersburg bislang wenig wissenschaftliche Beachtung gefunden haben. Die akribische Sichtung des dortigen Materials gehört zu den großen Verdiensten der Verfasserin. Ihr Fokus auf Polizeiakten ist ob des großen Reichtums dieser Quellen gewiss nachvollziehbar. Die damit einhergehende Gewichtung eines einzigen Verwaltungszweiges muss in Anbetracht des Recherchethemas aber kritisch hinterfragt werden. Dass zum Beispiel das ergiebige Material des „Moniteur Westphalien“ als offizielles Presseorgan des Königreichs nur stichprobenartig in die Untersuchung aufgenommen werden konnte, bedauert die Autorin selbst (S. 53).

Im Fahrwasser Wolfgang Reinhardts untersucht Paye übergeordnet die Bedeutung der Sprache als Herrschaftsinstrument und die Herrschaft über Sprache und Sprecher, nimmt aber auch die Beherrschten in den Blick und definiert deren Möglichkeiten im Falle guter Sprachfertigkeit. Sie distanziert sich in ihrer Vorgehensweise bewusst von linguistischen Methoden und historischen Methodologien, die sich ersterer bedienen, und richtet ihren Schwerpunkt auf die soziale Dimension von Sprache. Paye deklariert ihre Arbeit als kultur- und sozialgeschichtliche Untersuchung „unter Berücksichtigung des politischen Kontextes“ (S. 24).

Die übergeordneten Fragestellungen werden kapitelweise anhand verschiedener Quellenarten behandelt (Übersetzungsprotokolle, Sprachlehrbücher, Russische Dolmetscher, Bittschriften, Karikaturen usw.). Dieses „Vorgehen nach Medientypen“ (S. 52) lässt sich sicherlich damit begründen, dass so eine „Vergleichsbasis zwischen Dokumen-

ten oder Vorgängen gleichen Typs geschaffen“ werden (S. 52) und auf diese Weise meist bestimmte soziale Gruppen nacheinander ins Visier genommen werden können. Leider aber verliert sich so zuweilen der rote Faden im kleinteiligen Gefüge von Einzelfällen.

Die akribische Recherche, die Vielzahl und Vielfältigkeit der aufgefundenen Fakten und Zeugnisse zum Sprachverhältnis im Königreich Westphalen ebenso wie eine ambitionierte, kritische Auswertung und ein aufmerksames Lesen „zwischen den Zeilen“ verdienen besondere Erwähnung. Mit großem Sachverstand trägt Paye den Erkenntnisgewinn aus den verschiedensten Medien zusammen und kommt so zu weitreichenden Ergebnissen. Beispielhaft seien hier die Biographien westphälischer Sprachlehrer genannt, die dank detailfreudig zusammengetragenen und klug vernetzten Daten an Leben gewinnen.

Zum Teil überrascht die große Vorsicht, mit der Erkenntnisse vorgetragen werden. Die „Tendenz einer latenten Sprachdominanz“ des Französischen etwa (Zitat S. 519, auch z.B. S. 47, S. 512) dürfte untertrieben sein. Französisch besaß 1807 nicht nur „ein hohes soziales Ehrkapital“ (S. 516), es war auch – schlicht und ergreifend – die Sprache des Siegers. Auch die Frage, welche Sprachen „im Königreich Westphalen den Status einer Prestigesprache“ erlangten (S. 47), dürfte schon vor der neu vorgelegten Studie beantwortbar gewesen sein. Andere Thesen scheinen dagegen gewagt: Dass Dialekte und Soziolekte in der deutschen Sprache die westphälische Bevölkerung bereits vor der Ankunft der napoleonischen Truppen an Zweisprachigkeit gewöhnt haben sollen und die neuen französischen Untertanen deshalb „mit Leichtigkeit die deutsch-französische Sprachbarriere überwinden konnten“ (S. 516), kann mit der Studie nicht ausreichend belegt werden.

Eine Darstellung der Kommunikation und Sprachkultur im Königreich Westphalen fehlte bislang gänzlich, so dass die vorliegende Arbeit ein Desiderat behebt. Erstaunlicherweise wird für das betrachtete Gebiet hier auch erstmals die Rolle der Sprache im aufkommenden Nationalismus beleuchtet. Payes Arbeit kann damit als gewichtig gelten.

Die Autorin kann belegen, dass die Sprachenfrage im Königreich Westphalen grundsätzlich keine Machtfrage war beziehungsweise nicht als solche ausgespielt wurde (z.B. S. 511). Vor dem Hintergrund von Helmut Berdings wegweisender Studien der 70er Jahre (in jüngerer Zeit auch z.B. im Ausstellungskatalog „König Lustik!? Jérôme Bonaparte und das Königreich Westphalen, München 2008, S. 107ff.) sollte allerdings deutlich sein, dass das Königreich Westphalen als Pufferzone zwischen dem französischen Kaiserreich und Preußen dazu ausersehen war, die Bevölkerung auf „moralischem“ Wege zu erobern. Seine Rolle als „Modellstaat“ und militärstrategischer Schutz des französischen Mutterlandes dürfte mittlerweile anerkannt sein; es handelt sich nicht nur um eine „gelegentlich [...] [vertretene] These“ (Paye S. 510). Die Erkenntnis, dass die französischen Machthaber aus heutiger Sicht erstaunlich tolerant agierten und es „sogar bewusst [vermieden], die westphälische Bevölkerung mit der französischen Sprache zu behelligen“ (S. 510), verliert vor diesem Hintergrund an Überraschung. Bemerkenswerter ist die Feststellung, dass sich aus der Sprachenfrage Anlässe für Machtproben vonseiten der Beherrschten ergaben. Insgesamt ist das Eigeninteresse der Bevölkerung ein hervorzuhebendes Ergebnis. In zahlreichen gut recherchierten Beispielfällen kann Claudie Paye belegen, dass der gemäßigten Sprachsteuerung durch die Regierung eine starke Sprachpolitik „von unten“ entgegenstand, in der sich die zunehmend politisierten Westphalen in bemerkenswerter Eigeninitiative um Spracherwerb und Nutzung der als weiterfüh-

rend empfundenen Fremdsprache bemühten. So ist es auch stärker das grundsätzliche Aufkommen eines politischen Bewusstseins, das aus der Kommunikationsanalyse zu erkennen ist, als ein vielleicht zu erwartendes nationales Erwachen (S. 520). Am Ende der Studie steht die Erkenntnis eines gut funktionierenden sprachlichen Miteinanders, das erst mit dem Untergang Napoleons und dem Beginn der Nationalstaatlichkeit beseitigt wurde.

Kassel

Maike BARTSCH

„Im Lager hat man auch mich zum Verbrecher gemacht.“ Margarete Ries: Vom „asozialen“ Häftling in Ravensbrück zum Kapo in Auschwitz. Hrsg. von Eva SCHÖCK-QUINTEROS und Sigrid DAUKS. Bremen: Universität Bremen – Staats- und Universitätsbibliothek 2012. 104 S., Abb. = Aus den Akten auf die Bühne Bd. 5. Kart. 8,90 €.

Der vorliegende Begleitband ist bereits der fünfte einer Reihe von gedruckten szenischen Lesungen, die unter dem Titel „Aus den Akten auf die Bühne“ veröffentlicht worden sind. Das Projekt, das unter der Leitung des Instituts für Geschichtswissenschaft in Bremen seit 2007 betrieben wird, möchte die Studierenden dazu bringen, historische Originaldokumente nicht nur als Grundlage für die historische Forschung zu nutzen, sondern auch mit Hilfe der ‚bremer shakespeare company‘ zum Sprechen zu bringen, sie also für eine szenische Lesung an Originalschauplätzen zu inszenieren. So wird aus einem Geschichtsjahr ein Theaterprojekt, Forschung wird unmittelbar aus den Quellen in den öffentlichen Raum transponiert. Die Idee dafür stammt von der wissenschaftlichen Mitarbeiterin Dr. Eva Schöck-Quinteros. In ihrem zweiseimestrigen Studienschwerpunkt ‚Geschichte in der Öffentlichkeit‘ vermittelt sie den Studenten den Weg von einem lokalgeschichtlichen Ereignis über die Quellen und deren Veröffentlichung bis hin zur Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Die von der Studenten ausgesuchten und bearbeiteten Dokumente werden unter der Leitung Schöck-Quinteros, der Universitätsarchivarin Sigrid Dauks und dem studentischen Mitarbeiter Nils Steffen seit 2007 in der genannten Reihe in bisher insgesamt sieben Bänden (zwei außerhalb der Reihe) veröffentlicht. Themenschwerpunkte sind naturgemäß Fälle der Zeitgeschichte aus der Hansestadt im weiten Bereich der Sozialgeschichte. Im Juni 2012 erhielt dieses Projekt dafür einen europäischen Wissenschaftspreis im Wettbewerb „EngageU! European Competition for Best Innovations in University Outreach and Public Engagement“.

Im Mittelpunkt des hier zu besprechenden Bandes liegt das Schicksal der Margarete Ries. Der Untertitel macht die Besonderheit bereits deutlich. Als ‚Asoziale‘ selbst ein Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung wird sie 1939 in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück eingeliefert und vier Jahre später zur vermeintlichen ‚Endlösung‘ nach Auschwitz verlegt. Dort jedoch wählte die SS sie aus, um als Funktionshäftling im Nebenlager Budy in der Rolle eines sogenannten Oberkapo tätig zu werden. Damit wurde sie vom Opfer zur Mittäterin an den NS-Verbrechen gemacht. Die Ermittlungsakten aus dem Entnazifizierungsverfahren von Margarete Ries mit den Verhörprotokollen, den Urteilen zweier Instanzen sowie Briefwechsel zwischen den Prozessbeteiligten zeugen von den schwierigen Ermittlungen, die letztlich wegen der Nichtmitgliedschaft von Ries in einer NS-Organisation und wegen des Fehlens von Belastungszeugen zu deren Einstellung führten und ergeben damit den historischen Hintergrund

Messungssysteme ist unbegrenzt, nur durch das der Sache entsprechende Fehlen einer nachvollziehbaren Systematik bei dem meist wildwüchsigen Entstehen der Flurbezeichnungen oder -namen manchmal schwierig auszuwerten und für Rückschlüsse auf örtliche Erscheinungen zu benutzen. Flurnamen setzen zwar für das Lokale oft wichtige Glanzlichter, ihre große Bedeutung haben sie aber durch ihre flächenhafte Verteilung. Das macht den Wert der Kartendarstellungen aus.

Zum Inhalt der 5. Lieferung gehören 41, zum Teil kombinierte Artikel mit mehreren Etyma, davon (in dieser Reihenfolge) 32 mit Bezeichnungen für stehende Gewässer und Feuchtgebiete (von *schloot* über *fledder* bis *marsch* und *kolk*), zwei für Durchlässe (*gatt*, *hol*, *loch*), sieben für Gehölze (*loh*, *wald*, *horst*), vier für Pflanzen und deren Wuchsformen (*bent*, *hucht*, *lode*), zwei für Tiere (*pogge*, *kiwitt*), drei für Kompositionen mit Präpositionen (*vorder*, *neder* usw.), einer mit Orientierungsgliedern (Himmelsrichtungen), einer für ein Fließgewässer (*beke*). Der Schwerpunkt liegt also auf „stehende Gewässer“. Diese Gruppe setzt die in der 4. Lieferung behandelten Namen für „Tiefenlinien und -zonen im Gelände“ fort. Das isoliert behandelte *beke* ‚Bach‘ hätte hier gut seinen Platz finden können. Von den Verwandten aus den anderen genannten Gruppen sind in Lieferung 2/3 „Vegetation und Nutzpflanzen“ schon zusammenhängend betrachtet worden. Tiere und grammatische Probleme finden (außer „Bienenstand“ in Lieferung 2) in den vorhergehenden Lieferungen keine Berücksichtigung in Gestalt eigener Karten und Kommentare. *Voss*, *wulf*, *swin*, *dass* ‚Dachs‘, *lass* ‚Lachs‘, *ge(i)te* ‚Geiß/Ziege‘, *ko* und *osse* usw. spielen selbstverständlich als Bestimmungswörter (Erstglieder der Flurnamen) stets, sonst allenfalls in den Kommentaren zu Karten mit anderen (oft natürlich verwandten) Themen eine Rolle. In den Kommentaren zu den Karten setzen umfassende Kenntnisse in allen Rand- und Nachbarbereichen der Onomastik und in allen einschlägigen Sparten einer weitgefassten Kulturgeschichte dem Bearbeiter nirgendwo erkennbar enge Grenzen.

Für den an Zuständen, weniger an Ereignissen interessierten (Landes-)Historiker sind die Flurnamen wegen ihrer Nähe zu Quellenbegriffen und zu Ortsnamen – bis hin zur Identität mit diesen – wichtig. Das liegt für Ortsnamen „auf der Hand“, gilt aber auch für Quellenwörter, denen in Urkundenbüchern und sonstigen Veröffentlichungen – besonders mittellalterlicher Quellen – gerne meist unzureichende, heutzutage meist maschinell sortierte, reine Referenz-„Glossare“ (ohne Erläuterungen) beigegeben werden. Nehmen wir ein Beispiel aus dem Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Kloster Blumenthal in Beckum, Urk. 26 (1526): Vor *Johan Kote*, bischöflichem Richter zu Beckum, verkaufen *Berent Greue* und seine Frau, *borgher to Beckem*, der *moder vnde voert dem [V] gantsen sustere(n) des conue(n)tes vnd susterhuses ton Blome(n)dale by(n)nen Beckem ... de zo off den droppenfal langes eren huse van der zuetstrate [Südstraße] an/bes vp des stades zo vorbehaltlich Bernde eynen afdraghe des waters vallende van syndem dake ...*. Auch erlaubt Bernd den *sustere(n) ...*, so dat se dat secret off de hemelike stede [Abort], vallende dor eren geuel in de zo, sollen vn(de) mogen gebruiken na eren wyllen to ewyghen tyde(n) sunder Berendes ... besperynghen, hynder eder ouel moet.

Würde man in einem Glossar zum Urkundenbuch die Formulierung *des stades zo* finden, in den oder das oder die der *droppenfall* eines Hauses eingeleitet wird? Dem Kon-

text nach ist es ein ‚Abwassergraben‘. Der Leser bleibt aber wegen des Wortes *zo*, seiner Schreibweise, wegen der Anbindung der so bezeichneten Sache und wegen des Bezeichnungsmotivs ratlos. Eine Erklärung findet sich im Artikel 133 *sod* des Flurnamenatlas, auch wenn dort das gewohnte ‚Brunnen‘ als Interpretament angegeben wird.

An die Beobachtung zur schwachen Vertretung von Tiernamen schließt sich ein Hinweis an, der dem fachlich vorbereiteten Benutzer des Atlas überflüssig erscheinen wird: Anders als – z. B. die (kreisweise) alphabetisch geordneten Namen im Westfälischen Ortsnamenbuch (bisher sechs Bände, 2009-2013) – werden Flurnamen sinnvollerweise nach Grundwörtern aufgenommen und auf die Karte gebracht. Die Bestimmungswörter sind zwar nicht beliebig mit Grundwörtern zu kombinieren, doch gibt es – je nach Nutzung, Lage oder anderen Kriterien – Affinitäten, die es manchen Bestimmungswörtern erlauben, mit verschiedenen Grundwörtern zusammenzutreten, die dadurch genauer beschrieben oder – eben – „bestimmt“ werden. Das Vorkommen eines Tiernamens als Bestimmungswort ändert nichts an der Bedeutung des Grundwortes der Flurbezeichnung. Deshalb genügt es, Karten für die Verbreitung der Grundwörter anzubieten und die über den Index ermittelbaren Bestimmungswörter in den Kommentaren zu den Karten abzuhandeln, wo sich alle Arten von weiterführenden Erörterungen bis hin zu kurzen Exkursen (z. B. zu *pipe* in Nr. 147) finden können.

Der angekündigte Index ist nur alphabetisch zu realisieren. Die sachliche Grundordnung ist nach der Vorbereitung des Atlasbearbeiters durch Gruppengliederung und stets gleichförmige Gestaltung der Karten und Kommentare vorgegeben. Das Alphabet ist zwar für inhaltliche und sachliche Zusammenhänge kein brauchbares Ordnungssystem und Hilfsmittel, leistet aber, wenn von der Hand eines Sachverständigen, viele unschätzbare Dienste.

Dem Bearbeiter gebührt für sein wichtiges Werk jeder nur erdenkliche Dank. Es ist ihm zu wünschen, dass er die noch ausstehenden Arbeiten engagiert und mit Freude tun kann. Man kann erwarten und hoffen, dass ihm selber und dem Publikum schon jetzt und spätestens nach der Indizierung noch zahlreiche Erkenntnisse und vielfältige Folgearbeiten erwachsen.

Münster

Leopold Schütte

Claudie Paye, „Der französischen Sprache mächtig“. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807-1813 (Pariser Historische Studien, Bd. 100). Oldenbourg, München 2013. 600 S., geb., € 64,80.

Vor zweihundert Jahren nahm das napoleonische Modellstaatexperiment „Westphalen“ (1807-1813) ein jähes Ende. Obwohl man das Königreich als ein historisches Kurzzeitphänomen betrachten kann, hinterließ es ein vielschichtiges gesellschaftliches Erbe, das für die gegenwärtige Geschichtswissenschaft ein reichhaltiges und spannendes Forschungsfeld bietet. Auch die nun vorliegende Dissertationsschrift von Claudie Paye wählt den Musterstaat, um der bisher leider viel zu wenig berücksichtigten Frage nach

der kultur- und sozialhistorischen Dimension von Sprachphänomenen in Verbindung mit Aspekten der Kommunikations- und Mediengeschichte nachzugehen. Dabei untersucht sie nicht nur, wie sich das deutsch-französische Aufeinandertreffen in Westphalen sprachlich niederschlug, sondern auch die damit verbundenen Kommunikationspraktiken jenseits der Sprachen. Zudem unterstreicht Claudie Paye, dass sowohl die Sprachen als auch Kommunikationsfragen politisch kontextualisiert werden müssen, und macht diese Bedeutung bereits in ihrer Ausgangshypothese deutlich. Der Arbeit wird hier die Annahme vorangestellt, dass deutsch-französische Sprachbarrieren und -probleme von den Zeitgenossen bewusst übertrieben dargestellt wurden, obwohl sie im Alltag eigentlich keine große Rolle spielten (S. 22). Daher spiegelt sich gerade in der Sprachenfrage und Thematisierung von Sprachen die Wahrnehmung des Fremden, aber auch das Selbstverständnis und -bewusstsein in der beginnenden Nationalstaatsbildung im 19. Jahrhundert wider.

Die breit angelegte Untersuchung ist in drei Hauptteile gegliedert: Teil A „Sprachenpolitik im Königreich Westphalen“, Teil B „Sprach- und Kommunikationspraktiken“ und Teil C „Sprachbewusstsein, Verständigungsschwierigkeiten, Sprachdominanz und -konflikt“. Der zweite Teil bildet mit fast 250 Seiten den quantitativen Schwerpunkt.

Die Frage nach der Sprachenpolitik im ersten Teil widmet sich hauptsächlich den staatlichen Überlegungen zum Sprachgebrauch in der Verwaltung und der Regierung sowie den schulpolitischen Vorgaben. Dabei stellt Claudie Paye eine überraschende „Diskrepanz“ (S. 93) zwischen beiden Bereichen heraus. Während man für die Verwaltung von einer „verordneten Zweisprachigkeit“ oder einem „Kolinguisimus“ (S. 67) ausgehen müsse, verlief die Einführung des Französischen als Unterrichtssprache weitaus zurückhaltender. Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass jenseits des sprachlichen Aspekts einer an Frankreich orientierten Schulreform dennoch größte Bedeutung zugemessen wurde (S. 94). Die in diesem Zusammenhang nur sehr kurz angesprochene Schwierigkeit der Sprachpolitik lag vor allem im verhältnismäßig kurzen Bestand des Königreichs begründet, das auf die sich sehr schnell verändernden politischen Vorzeichen reagieren musste. Die eher mittel- und langfristige angelegten sprachpolitischen Vorgaben waren daher nur schwer mit den tagesaktuellen Notwendigkeiten in Einklang zu bringen.

Wie sich demgegenüber die Sprach- und Kommunikationspraktiken im neuen mehrsprachigen Kontext darstellten und entwickelten, untersucht der sich anschließende zweite Teil der Arbeit. Im Fokus stehen dabei Übersetzer und Dolmetscher (S. 99), Sprachlehrbücher (S. 156), Bittschriften (S. 228), Karikaturen (S. 269) und Wappen (S. 335), aber auch „verbotene Handlungen“, die in einem als Exkurs angelegten Zwischenkapitel an einem Fallbeispiel analysiert werden (S. 296). Dabei stellt die Autorin anschaulich heraus, dass die westphälische Alltagskommunikation sowohl durch Multimedialität als auch durch Medienmischformen geprägt war, die zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit wechselten. Der wichtigste Impuls für diese Kommunikationsdynamik ging, nach Claudie Paye, dabei von der Zensur und Überwachung des westphälischen Staates aus, die somit auch zu einer Politisierung der Bevölkerung bzw. zu einem politischen Bewusstsein von Sprach- und Kommunikationshandlungen führte (z. B. S. 220 ff., 294 ff., 351). Gerade diese den Kapiteln oft vorangestellte politische

Dimension erscheint gegenüber einem alltagspragmatischen Umgang mit Sprache zunächst oft ein wenig überspitzt, wird von der Autorin jedoch fast immer plausibel belegt, indem sie die jeweilige Sprachhandlung unter verschiedenen Perspektiven untersucht und vor allem den staatlichen Reaktionen und Vorgaben gegenüberstellt. Wie auch die gesamte Arbeit zeugt insbesondere dieser Teil von dem hohen und akribischen Rechercheaufwand und der stets strengen Quellenkritik, auf denen die Untersuchung basiert. Wünschenswert wäre allerdings an manchen Stellen eine stärkere Einbettung der analysierten Phänomene in die zeitliche Kontinuität und Entwicklung vor und nach dem Königreich Westphalen.

Der dritte Teil widmet sich anschließend der Wahrnehmung des und den Reaktionen auf den Sprachgebrauch (S. 27). Anhand der Untersuchung von Problemen, Schwierigkeiten und Konflikten über Sprachen zieht die Autorin Rückschlüsse auf das Sprachdenken der Zeitgenossen (S. 353) und kommt zu dem Ergebnis, dass Sprachenfragen als soziale, kulturelle und politische Abgrenzung auf vielen Ebenen relevant waren (S. 498). Diese zumeist im Sinne einer Bestimmung des Fremden funktionalisierten Problematisierungen stehen allerdings im Gegensatz zu einem größtenteils scheinbar unproblematischen Umgang mit Sprache in der Alltagswirklichkeit. Somit unterstreicht auch dieses Kapitel die These von einer (sprachlichen) Politisierung der Bevölkerung im Königreich Westphalen und ihrem sprachlichen Bewusstsein – oder vielleicht besser: ihrer Sprachbewusstheit. Nicht zuletzt bemerkt die Autorin, dass sich trotz der wenig stringenten Sprachpolitik eine latente Dominanz des Französischen ausmachen ließ (z. B. S. 390, 498). Dies gründete nicht zuletzt darauf, dass die Frage der Sprache auch eine Frage der Macht war, wie der Titel der Arbeit bereits andeutet.

Wie auch im relativ kurzen Schlusswort nochmals prägnant zusammengefasst, liegt der wissenschaftliche Ertrag der vorliegenden Arbeit insbesondere darin, dass Claudie Paye die sozial- und kulturhistorische Bedeutung der medialen Vernetzung von Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Bildlichkeit und Handlungen (S. 503) herausstellt und somit zu interessanten Ergebnissen auch für die Frage nach nationalem und politischem Bewusstsein breiter Bevölkerungsschichten am beginnenden 19. Jahrhundert kommt. Die leider für frühneuzeitliche Gesellschaften oft vernachlässigte Untersuchung mündlicher Kommunikationsformen zeichnet in diesem Zusammenhang das Bild einer mehrsprachigen Gesellschaft nach, für die eher kulturelle und soziale Unterschiede ein Hindernis darstellten, nationale Motive dagegen kaum eine Rolle spielten.

Auch wenn sich bei mehr als 500 Seiten nur mit Vorsicht von „zu kurz kommenden“ Aspekten sprechen lässt, wäre eine Auseinandersetzung mit dem Bereich des Analphabetismus und der Bedeutung der regionalen Dialekte doch wünschenswert. Beides wird zwar an mehreren Stellen erwähnt, hier wäre es aber gerade angesichts der großen Bedeutung, die die Autorin vor allem Letzteren selbst zumisst (z. B. S. 432), eine ausführlichere Thematisierung und differenziertere Betrachtung sicher eine Bereicherung gewesen. Das gilt auch für die Untersuchung sprachtheoretischer zeitgenössischer Diskurse.

Insgesamt überzeugt die Arbeit durch ihre intensive und kritische Auseinandersetzung mit einem spannenden und umfangreichen Quellenkorpus; sie ist sowohl lesenswert als auch lesbar. Dem an manchen Stellen vielleicht leicht überdimensionierten

Umfang kommen die kleineren Zwischenfazits zu Gute. Zudem ist die Entscheidung, zwei Kapitel zu den Themen „Postwesen, Briefkultur und Soldatenbriefe“ sowie zum Medium „Gerüchte“ nur online als Open-Access-Veröffentlichung (einzusehen unter: <http://halshs.archives-ouvertes.fr>) anzubieten, sehr zu begrüßen.

Fès

Anika Bethan

Daniela *Twilfer*, *Dialektgrenzen im Kopf. Der westfälische Sprachraum aus volkslinguistischer Perspektive* (Westfälische Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Bd. 13). Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2012. 94 S., brosch., € 14,-.

Subjektive Sprecherurteile zu Dialekträumen und Dialektgrenzen sind das Thema dieser für den Druck leicht überarbeiteten Magisterarbeit. Die Veröffentlichung wird durch eine sogenannten Pfeilkarte ergänzt, auf der ein Großteil der Arbeit basiert. Sieben logisch angeordnete Kapitel (einschl. Literaturverzeichnis) sowie 12 Abbildungen (reproduzierte Karten und Säulendiagramme) und fünf Tabellen strukturieren und begleiten den Text, der sich mit seinen in regelmäßigen Abständen vorkommenden Zusammenfassungen angenehm liest.

Das einleitende Kapitel stellt die Studie vor, die auf zwei Fragen (aus Fragebogen 23 des Westfälischen Wörterbuchs) fokussiert, die in einer Untersuchung von Wortmann in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre gestellt worden sind. Sie betreffen die potenziell gefühlte Dialektverwandtschaft bzw. Dialektunterschiedlichkeit in Nachbarorten der Informanten, deren Antworten nun von der Autorin ausgewertet und kartiert wurden. Der Zweck der Studie ist sowohl die Feststellung von subjektiven Dialektgrenzen als auch die Überprüfung ihrer linguistischen Korrektheit. Außerdem möchte die Autorin herausfinden, welcher Ausdrucksmittel sich die Gewährspersonen bedienen, um die Dialektunterschiede zu beschreiben.

Die Erforschung subjektiver Sprecherurteile, heißt es im gut dokumentierten zweiten Kapitel, stellt eine Disziplin der letzten zehn Jahre dar. Die Einbeziehung des sprachlichen Wissens von Laien-Informanten, der Wesenszug der Volks- oder – mit modernem Namen – Perzeptionslinguistik, ist jedoch nicht neu. Die im Buch besprochene Dissertation zum nördlichen Westfalen von Heinrich Büld (1939) sowie weitere Studien aus den Niederlanden, Deutschland, Japan und den Vereinigten Staaten bezeugen dies. Dem niederländischen Sprachwissenschaftler Weijnen hat man die Pfeilmethode zur Wiedergabe empfundener Dialektverwandtschaften zu verdanken, die auch der Kartenbeilage „Dialektähnlichkeit im Urteil westfälischer Mundartsprecher“ zugrunde liegt. Die Beschreibung der ausländischen Pfeilmethodenstudien bringt ans Licht, dass die Methode nicht einwandfrei ist, wenn man sie zur Unterstützung der Dialektgeografie anwendet. Die von Laien gezogenen subjektiven Dialektgrenzen haben ja die Neigung, nicht immer mit den von Dialektologen gezogenen objektiven Dialektgrenzen zusammenzufallen. Die Autorin stellt sich (mit Goeman 1999) allerdings die Frage, ob dies den Zweck perzeptionsdialektologischer Studien darstellen sollte: „Sie können nicht nur neue Einsichten in die Sprachraumgliederung gewähren, sondern spiegeln vor allem die

Sprachkonzepte der Sprecher wider“ (S. 18). Die erste Pfeilmethode studie, die dieses modernere Forschungsvorhaben vertritt, ist Kremers (1984) niederländisch-deutsche Grenzstudie. Von der modernen Forschungsdisziplin der Perzeptionslinguistik kann erst die Rede sein, nachdem Preston (z. B. 1999) die Fragestellung auf „jegliche Aussagen von Sprechern über Sprache, und vor allem das dahinter verborgene Sprachkonzept“ (S. 24) erweiterte – und zugleich beschränkte, weil perzeptionsdialektologische Daten nicht länger im Dienst traditionell-dialektologischer Befunde standen.

Das dritte Kapitel bietet eine klassisch-dialektologische Beschreibung des Westfälischen. Als Erstes wird die äußere Abgrenzung der westfälischen Dialekte thematisiert. Zur Festlegung der westlichen Grenze, die das Westfälische vom benachbarten niederländischen Dialektgebiet trennt, wird leider nur das von Goossens (1973) vorgeschlagene soziolinguistische Prinzip der Überdachung in Anspruch genommen. Inzwischen ist aber bekannt, dass die in Grenzmundarten belegte sprachliche Transferenz und der daraus resultierende Dialektwandel ein linguistisches Kriterium und daher ein noch überzeugenderes Argument für die Grenzziehung bieten.¹²

Die zwei wahrnehmungsdialektologischen Fragen, die im Vorfeld zum Westfälischen Wörterbuch zwischen 1975 und 1978 gestellt wurden und die im vierten Kapitel präsentierte Materialbasis ausmachen, haben 1.461 (von insgesamt ca. 2.000) Informanten (schriftlich) beantwortet. Hinsichtlich des soziologischen Profils dieser Personen ist leider nur bekannt, dass sie vermutlich der älteren Generation angehörten. Der kartierte (subjektive) Zustand ist also der des 20. Jahrhunderts. Dem Leser sollten allerdings mehr Einblicke in Methodologie gewährt werden, auch wenn die Datenbasis ein *Fait accompli* ist. So dürfte etwa anhand der Informantennamen die Geschlechterverteilung genau ermittelbar sein oder könnte ein Adressenbestand über die Zahl der Informanten pro Ort Aufschluss geben. Auch wenn diese Angaben nicht vorhanden sein sollten, hätte das Nachrichtenwert. Und auch zu einem fotografischen Beispiel eines ausgefüllten Fragebogens (oder der Antworten zu den zwei relevanten Fragen) würde man nicht Nein sagen. Das Kapitel erläutert schließlich die Verarbeitung der Daten zur Pfeilkarte des Westfälischen und kritisiert einige (weitere) Schwächen der Datensammlung: die ca. 600 fehlenden Belege, die – wenigen – sprachwissenschaftlich geschulten Informanten und die Betonung des westfälischen Charakters der Befragung. Es ist tatsächlich merkwürdig, dass kein einziger Pfeil auf der Karte die Staatsgrenze überquert.

Kapitel 5 untersucht die Natur der Sprecherurteile (Ausführlichkeit, Konzeption) und das sich daraus ergebende Kartenbild für jeden der vier westfälischen Mundarträume (Westmünsterländisch, Münsterländisch, Süd- und Ostwestfälisch). Für das Münster- und Westmünsterländische springen zwei voneinander getrennte, nord-süd-orientierte Mundartencluster ins Auge: im Westmünsterland zwischen Ahaus und Bocholt und im Münsterland das Kreisareal Steinfurt-Coesfeld. Das Lippe-Nordufer verfügt mit den Altkreisen Lüdinghausen und Beckum über ebenfalls zwei relativ geschlossene Dialektlandschaften. Eine Analyse der Antworten, bei denen nicht einfach Orte angegeben wer-

¹² Vgl. Ludger Kremer, Standardsprachliche Transferenz und die Definition niederländischer und/oder deutscher Dialekte, in: Frans Daems/Louis Goossens (Hg.), *Een spiegel voor G. Jo Steenbergen*. Huldealbum aangeboden bij zijn emeritaat, Leuven 1983, S. 179-194; Tom F.H. Smits, *Strukturwandel in Grenzdialekten. Die Konsolidierung der niederländisch-deutschen Staatsgrenze als Dialektgrenze*, Stuttgart 2011.

Claudie Paye, « *Der französischen Sprache mächtig* ». *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen, 1807-1813*

München : Oldenbourg (Pariser Historische Studien, 100), 2013, 599 p.,
64,80 €

Claire Gantet



Édition électronique

URL : <https://journals.openedition.org/ifha/7656>

DOI : 10.4000/ifha.7656

ISSN : 2198-8943

Éditeur

IFRA - Institut franco-allemand (sciences historiques et sociales)

Ce document vous est offert par Institut historique Allemand



Référence électronique

Claire Gantet, « Claudie Paye, « *Der französischen Sprache mächtig* ». *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen, 1807-1813* », *Revue de l'IFHA* [En ligne], Date de recension, mis en ligne le 15 décembre 2013, consulté le 17 mai 2021. URL : <http://journals.openedition.org/ifha/7656> ; DOI : <https://doi.org/10.4000/ifha.7656>

Ce document a été généré automatiquement le 17 mai 2021.

©IFHA

Claudie Paye, « *Der französischen Sprache mächtig* ». *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen, 1807-1813*

München : Oldenbourg (Pariser Historische Studien, 100), 2013, 599 p., 64,80 €

Claire Gantet

Issu d'une thèse en cotutelle soutenue en 2008, cet ouvrage est consacré au royaume de Westphalie sous l'ère napoléonienne. Conçu comme un État-modèle, ce royaume qui devait servir de vitrine des réformes émancipatrices françaises (loi fondamentale, égalité devant la loi, abolition du servage, liberté de culte, autonomie de la justice) fut aussi le théâtre d'une lourde exploitation humaine et fiscale, imposée par Napoléon pour mener ses guerres aux dépens de l'administrateur nommé par ses propres soins, son frère cadet Jérôme, nommé roi de Westphalie, et des habitants. Les donations de domaines aux officiers de l'armée napoléonienne en particulier apportèrent un démenti cinglant aux principes édictés. Loin de s'engager dans une perspective dichotomique, opposant les idéaux à la réalité ou les producteurs aux récipiendaires, Claudie Paye adopte une démarche originale et novatrice. S'inspirant des enquêtes sur les transferts culturels et des méthodes micro-historiques, elle sonde les pratiques de communication à tous les échelons du royaume, mettant ainsi en lumière les enjeux sociaux, culturels et politiques liés à la pratique des langues – ainsi qu'à leurs perceptions et aux formes de coexistence sociale – partant des modes de ralliement, d'adhésion, de réticences et d'opposition des citoyens westphaliens aux projets de réformes napoléoniens.

Coiffé par un appareil administratif de type français fonctionnant dans ses rouages les plus élevés en langue française tandis que les administrés pouvaient continuer de

s'adresser aux représentants de l'État en allemand, le royaume de Westphalie modifia les codes et les modes de communication des Westphaliens. L'afflux de nombreux immigrants francophones entraîna de plus une situation nouvelle de contact linguistique très différente de celle des régions transfrontalières soumises de longue date au bilinguisme d'une assez large partie de leur population.

La première partie du livre son de la politique des langues, caractérisée par une certaine tolérance. Certes, la priorité, à court terme, était l'imposition du principe de l'égalité face à la loi, plus que les projets de réformes éducatives et à l'encouragement au bilinguisme. Mais les dirigeants prirent aussi garde à ne pas brusquer leurs sujets. Ainsi, le décret de Jérôme de mars 1808 sur l'usage des langues dans le gouvernement ne fut jamais publié dans le *Bulletin des lois*. La question des langues peut être lue comme un indicateur des rapports de force à l'œuvre dans la société westphalienne.

La deuxième partie rapporte le niveau d'étude sur les intermédiaires linguistiques, interprètes et traducteurs, et la communication en général, au-delà de la barrière linguistique franco-allemande et des conflits susceptibles d'en découler. Elle examine la large palette de moyens et langages – rumeurs, les lettres, les pétitions, les imprimés, les manuels d'apprentissage du français et du russe, les caricatures, les objets investis de sens, mais également les actions à valeur symbolique – auxquels les Westphaliens eurent recours pour communiquer entre eux et entrer en relation avec les représentants de l'État, mais aussi pour se former une opinion sur les changements politiques de leur temps. Elle souligne l'adaptation remarquable des stratégies communicatives des Westphaliens, sous l'effet de la surveillance policière et de la censure.

La troisième et dernière partie étudie les réflexions portées par les contemporains sur les langues, leurs perceptions et représentations, et les conflits qui se nouèrent autour de l'usage des langues. L'historiographie allemande a considéré le règne napoléonien en Allemagne comme une césure ouvrant le XIXe siècle – un siècle marqué par l'émergence du nationalisme allemand et d'États-nations fondés sur l'usage d'une langue nationale unique. Claudie Paye interroge les conceptions que se formaient les contemporains de l'État et du plurilinguisme. L'expérience de la censure, de la désinformation en temps de guerre et de la surveillance policière stimulèrent l'affirmation d'une culture politique critique dans de larges pans de la société. Si les Westphaliens étaient prêts, en 1807, à apprendre des rudiments de français pour entrer en communication plus aisément avec les immigrants de l'Empire français, ils se munirent, dès 1812, de manuels d'apprentissage du russe et affichèrent leurs « truchements » et interprètes russes comme de nouvelles armoiries, manifestant par leurs choix linguistiques leurs options politiques.

Fondé sur un fonds documentaire très vaste – incluant notamment les archives policières westphaliennes de la Bibliothèque Nationale de Russie –, l'ouvrage de Claudie Paye jette un éclairage nouveau sur la domination napoléonienne en Allemagne. Il montre aussi avec éloquence que la micro-histoire peut livrer des réponses judicieuses à de « grandes » questions.

INDEX

Index chronologique : Frühe Neuzeit, Neuere und Neueste Geschichte

Thèmes : Politische Geschichte, Kulturgeschichte, Mentalitätsgeschichte

AUTEUR

CLAIRE GANTET

Université Paris I – Akademie der Wissenschaften, Göttingen

Eine Gesamtbewertung fällt naturgemäß schwer. Das in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Leben und das nicht weniger interessante Werk von Hanso Nepila derart gründlich erforscht und dargestellt zu haben, ist eine hoch zu würdigende Leistung. Die Art der Präsentation wirft allerdings mehrere grundsätzliche Fragen auf, die vor einer Publikation – auch mit den Herausgebern der Schriftenreihe – in Ruhe hätten erörtert werden müssen. Das ist ganz offensichtlich nicht der Fall gewesen. Durch diese konzeptionellen Fehler wird die Rezeption des gelehrten Werkes völlig unnötig erschwert.

Joachim Bahlcke

Stuttgart

4. 19. und 20. Jahrhundert

CLAUDIE PAYE: „Der französischen Sprache mächtig“. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen (1807–1813) (= Pariser Historische Studien 100), München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag 2013, 599 S., 41 Abb., (ISBN 978-3-486-71728-0), 64,80 EUR.

Das Königreich Westphalen, ein unter den Vorzeichen der napoleonischen Vorherrschaft über Kontinentaleuropa entstandenes Staatsgebilde, in dem Napoleon seinen Bruder Jérôme Bonaparte als König installierte, findet seit einiger Zeit unter Historikern wieder stärkere Beachtung. Während sich die meisten Forschungen auf die konstitutionellen, rechtlichen und gesellschaftlichen Reform- und Modernisierungsprozesse sowie auf Widerstandsaktionen der Bevölkerung konzentrieren, wählt Claudie Paye einen sprach- und kulturgeschichtlichen Zugang. In ihrer Dissertation fragt sie danach, wie sprachliche Kommunikation in einem Staatswesen, das von einem Nebeneinander von französischen Zuwanderern und alteingesessener Bevölkerung, einer damit einhergehenden „neuartigen Situation des deutsch-französischen Sprachkontakts“ (17) sowie einer zweisprachigen Verwaltungspraxis – Französisch war die Verwaltungssprache auf der obersten, Deutsch hingegen auf den mittleren und unteren Ebenen – konkret funktionierte. Dabei geht sie von einem Paradoxon hinsichtlich der Beurteilung der Sprachenproblematik in Westphalen aus: Einerseits konstatierten Zeitgenossen wie spätere Historiker eine Dominanz der französischen Sprache, andererseits scheint Kommunikation über die Sprachgrenze hinweg selbstverständlich gewesen zu sein.

Die Untersuchung gliedert sich in drei Hauptteile, deren erster der Sprachpolitik gewidmet ist. Obwohl die westphälische Regierung langfristig einen Übergang zu einer französischen Verwaltungssprache anstrebte, wurde faktisch ein „Kolinguisimus“ (67) in der Administration praktiziert. Während am Kasseler Lyceum Deutsch und Französisch als Unterrichtssprachen eingeführt wurden, wurde andernorts auf eine Oktroyierung von Französisch im Schulunterricht verzichtet. Vielmehr blieb es weitgehend der Initiative privater Sprachlehrer überlassen, die französische Sprache zu verbreiten.

Im zweiten Hauptteil, der mit „Sprach- und Kommunikationspraktiken“ überschrieben ist, rekonstruiert Paye zunächst die Karrieren einer Reihe von Übersetzern, Dolmetschern und zweisprachigen Schreibern. Mit Ausnahme des jüdischstämmigen Offiziers und Übersetzers Cerfberr, der nach einer mitunter abenteuerlichen Laufbahn zeitweilig im westphälischen Außenministerium beschäftigt war, haben die meisten Vertreter dieser Gruppe nur wenige Spuren in den Quellen hinterlassen. Ihre relative Anonymität deutet

Paye als „Hinweis auf die Selbstverständlichkeit, mit der diese Übersetzungsvorgänge bewältigt wurden“ (136). In Justiz und Verwaltung etablierte sich eine zweisprachige Praxis, wobei Übersetzungen häufig mündlich erfolgten; die Unvollkommenheit von Übersetzungsvorgängen macht Paye anhand von Diskrepanzen zwischen französischem Original und deutscher Übertragung in der offiziellen Zeitung des Königreichs, dem „Westphälischen Moniteur“, deutlich.

Da das Französische durchaus den Status einer „Prestigesprache“ (156) hatte, versuchten viele Westphalen, es sich eigenständig anzueignen. Paye untersucht in diesem Zusammenhang die Gruppe der Sprachmeister, deren Lebensumstände oft prekär waren, sowie die gedruckten Sprachlehrwerke. Hier wäre es allerdings sinnvoll gewesen, stärker auf ältere Traditionen des fremdsprachlichen Unterrichts einzugehen, da die Sprachlehrer im Königreich Westphalen offenkundig in einer Kontinuität zu den Sprachmeistern der Frühen Neuzeit standen. Als sich 1813 das Ende des Königreichs abzeichnete und Berichte über das Vorrücken russischer Truppen Westphalen erreichten, erschien eine beträchtliche Zahl „russischer Dolmetscher“ – Vokabellisten und Lehrwerke, die der Bevölkerung die Kommunikation mit den Soldaten erleichtern sollten. Sowohl die Bemühungen um das Erlernen der französischen Sprache seit 1807 als auch die Nachfrage nach den „russischen Dolmetschern“ 1813 interpretiert die Autorin als Indizien einer eigensinnigen, von der offiziellen Sprachpolitik unabhängigen Sprachaneignung ‚von unten‘ (220–222). Um ihre Anliegen der Verwaltung vorzutragen, bedienten sich die Westphalen (semi-)professioneller Schreiber, die eine große Zahl französischer Bittschriften verfassten. Trotz obrigkeitlicher Restriktionen etablierte sich ein regelrechter Markt für derartige Suppliken.

In einigen besonders innovativen Kapiteln untersucht Paye schließlich aus mikrohistorischem Blickwinkel anhand konkreter Vorfälle den Umgang mit Karikaturen sowie die Artikulation von Kritik an der napoleonischen Herrschaft in symbolischen Handlungen wie der Ausstellung eines Sargs im Schaufenster eines Zinngießers oder dem Beschmieren westphälischer Wappen. Diese Episoden verweisen auf die Interdependenz verschiedener Medien – der Inhalt von Karikaturen etwa wurde in mündlicher wie auch in schriftlicher Form weiterverbreitet – sowie auf den hohen Politisierungsgrad der Bevölkerung.

Der dritte Hauptteil präsentiert unter der Überschrift „Sprachbewusstsein, Verständigungsschwierigkeiten, Sprachdominanz und -konflikt“ zahlreiche Belege für die zeitgenössische Wahrnehmung der sprachlichen Differenz zwischen dem Deutschen und dem Französischen, für das Bewusstsein unterschiedlicher Sprachniveaus sowie für die „Französisierung des öffentlichen Raums“ durch die Umbenennung von Straßen und Orten oder die Aneignung französischer Personennamen und Titel. Angesichts der offiziellen Dominanz des Französischen konnte der Gebrauch des Deutschen als „Nische für [...] verdeckte Kommunikation“ fungieren (398). Ein wichtiges Ergebnis der Untersuchung von Sprachkonflikten am Hof Jérômes und in der Residenzstadt Kassel besteht darin, dass diese häufig als Chiffre für soziale und kulturelle Differenzen dienten: „Die soziokulturelle Kluft zwischen alteingesessenen Adligen und neu eingewanderten Geadelten machte wesentlich mehr als die unterschiedlichen Sprachen ihr Zusammenleben in der höfischen Gesellschaft zu einem schwierigen Unterfangen, in dem der Sprachkonflikt zum Alibi für die Äußerung von Unverträglichkeit wurde.“ (508) Am Ende der Napoleonischen Zeit ist

eine starke Abwehrhaltung gegenüber dem Französischen zu konstatieren, die Paye vor allem an den Schriften Ernst Moritz Arndts exemplifiziert.

In einem abschließenden Resümee betont Paye nochmals den Zusammenhang von Sprache und Macht, die vielfältigen Übergänge und Interferenzen zwischen Schriftlichkeit, Mündlichkeit und symbolischer Kommunikation, den kritischen Umgang der Bevölkerung mit offiziellen Verlautbarungen und die Verschränkung unterschiedlicher Medien. Letztere stelle sich „als entscheidende Adaptation der kommunikativen Strategien einer Bevölkerung dar, die bei ihrer Kommunikation überwacht und deren Medienspektrum von der Zensur beeinträchtigt wurde.“ (504)

An dieser material- und facettenreichen Studie, welche die kulturgeschichtlichen Möglichkeiten der Analyse von Kommunikationsprozessen und -barrieren in einer zweisprachigen Gesellschaft ebenso differenziert wie sensibel auslotet, gibt es wenig zu kritisieren. Zum einen wäre es sinnvoll gewesen, die wichtigsten Institutionen des Königreichs Westphalen kurz vorzustellen und dem Buch eine Karte beizugeben, um dem Leser die Orientierung zu erleichtern. Zum anderen weisen die deutschsprachigen Quellenzitate eine Reihe offensichtlicher kleiner Lesefehler auf. Statt „sein Leben leisten“ muss es wohl „sein Leben fristen“ (160) heißen; eine „sehr erdenkliche Lebensart“ dürfte eine Verlesung für eine „sehr ordentliche Lebensart“ (162) sein; statt „zum Nachtheile der Unterthanen gereuen“ müsste wahrscheinlich „gereichen“ stehen (247). Die „Münzforten“ (289) dürften Münzsorten, der „seine Conversationston“ (448) ein feiner Konversationston und die „Kammerzosen“ (491) Kammerzofen sein. Wahrscheinlich berichtet auch die Quelle auf Seite 366 nicht von „lauten [...] Beamten“ sondern schlicht von lauter Beamten.

Mark Häberlein

Bamberg

WOLFGANG HOFMANN: Bürgerschaftliche Repräsentanz und kommunale Daseinsfürsorge. Studien zur neueren Stadtgeschichte (= Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung 14), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2012, 434 S., Abb., Ktn., (ISBN 978-3-515-10120-2), 74,00 EUR.

In seiner Einführung schreibt der Verfasser, dass es sich bei vorliegender Publikation um einen Zusammenschritt von „Aufsätzen zur deutschen Stadtgeschichte und zur Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung vom Beginn des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts“ handle (9). Für die 12 Aufsätze in vier Komplexen zeigt er damit zugleich den inhaltlichen Großraum und seine Gliederung an. Kontinuitäten und Diskontinuitäten, Brüche und „glatte Verläufe“ der städtischen Gesamtgeschichte werden also nicht präsentiert, daher ist der Untertitel der Publikation zur Erfassung ihres Anliegens unumgänglich.

Man ist aber gut beraten, wenn man zunächst die individuell orientierte Abschlussstudie „Es begann mit Stein“ (363–408) liest, da der Verfasser einer der Mitbegründer der neueren Stadtgeschichtsforschung ist und hier wesentliche Grundlinien und Entwicklungsstränge des Forschungsverlaufs dargelegt werden. An vielen Entwicklungen und deren Untersuchung war der Autor direkt oder indirekt beteiligt. Diese historiografische Darstellung erleichtert die Rezeption der Hauptteile.

Die Anfänge der Erforschung der neueren deutschen Stadtgeschichte sieht der Verfasser im Verein bzw. Institut für Kommunalwissenschaften in Berlin; er behandelt dann den Historikertag 1970 und die Bedeutung der „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“

Urheberrechtlich geschütztes Material. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitungen in elektronischen Systemen.
© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2014

Rezension im Jahrbuch für Regionalgeschichte 32 (2014)

wenn man zum einen das begrenzte Datenmaterial berücksichtigt und wenn man zum anderen bedenkt, dass produktive und vielschichtige Komponisten wie Donizetti oder Verdi lediglich mit einzelnen Opern vertreten sind oder andere wie Puccini sogar ausgeschlossen sind.

Tommaso Detti, Bonn und Frankfurt a. M.

ISBN 978-3-486-71728-0

Claudie Paye: »*Der französischen Sprache mächtig*«. *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813*. München: Oldenbourg 2013, 544 S. (Pariser Historische Studien, 100)

Thema dieser sehr lesenswerten Monographie ist die französische Sprache im Königreich Westphalen (1807–1813), also dem von Napoleon Bonaparte geschaffenen Königreich unter der Leitung seines Bruders Jérôme, das einen Teil Preußens, Kurfürstentum Hessen-Kassel sowie das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel umfasste. Es handelt sich um die Publikation der Dissertation Claudie Payes, die sie unter der Leitung von Rainer Hudemann (Universität des Saarlandes) und Etienne François (Universität Paris I, Panthéon-Sorbonne) im Rahmen eines Cotutelle-Verfahrens angefertigt hat. 2008 erhielt die Historikerin Paye für diese Arbeit den Preis der besten binationalen Dissertation der Deutsch-Französischen Hochschule.

Paye weist auf das Desiderat einer Sozial- und Kulturgeschichte der Sprache, des Sprechens und der Kommunikation hin, in dessen Kontext sie ihre Arbeit situiert. Sie kritisiert, dass bisher vor allem Gelehrte im Fokus des Forschungsinteresses standen, nicht aber die gesamte Bevölkerung. Außerdem hätte bisher vor allem Interesse für Wort- und Begriffsgeschichte (vgl. Kosellecks *Geschichtliche Grundbegriffe* und ähnliche Studien) im Zentrum der Forschung

gestanden. Die Autorin, die Sprache als Medium der Kommunikation begreift, liefert einen sehr gelungenen neuen Ansatz, der die bisherigen ergänzt und erweitert.

Die Grundlage dieser Arbeit bilden zahlreiche, bisher unbekannte Quellen, die Paye einerseits in zahlreichen Archiven unterschiedlicher Länder (u. a. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz/Berlin, Hessisches Staatsarchiv/Marburg, Russische Nationalbibliothek/St. Petersburg, Archives Nationales/Paris, Services historique de l'armée de terre/Vincennes etc.) ausfindig machte und zudem eine große Vielfalt an unterschiedlichem Quellenmaterial umfassen. So werden nicht nur Polizeiakten, Briefe, Bittschriften, Gerüchte oder Sprachlehr- und Wörterbücher berücksichtigt, sondern auch Bildquellen wie Karikaturen und Wappen. Diese breite Basis des Quellenmaterials ist einer der sehr großen Vorzüge dieser hervorragenden Arbeit.

Die Arbeit ist in drei große Teile untergliedert: Ausgehend von der offiziellen Sprachpolitik im Königreich Westphalen (A) über die Sprach- und Kommunikationspraktiken (B) bis zu Konflikten und Sprachbewusstsein (C). Der erste Teil, der die offizielle Sprachpolitik im Königreich Westphalen thematisiert, behandelt neben der eingeführten Zweisprachigkeit auch die Schulpolitik. Trotz der gewünschten Zweisprachigkeit lässt sich feststellen, dass Französisch lediglich als Unterrichtsfach in der Schule im Königreich Westphalen eingeführt und neben dem Unterrichten anderer Fremdsprachen, wie Latein und Altgriechisch, nun Französisch und Deutsch hinzukamen. Die geringe Bedeutung, die dem Französischunterricht beigemessen wurde, lässt sich auch an dem geringeren Gehalt der Französischlehrer festmachen und der Tatsache, dass teilweise die öffentlichen Gelder für deren Bezahlung schlichtweg fehlten. Paye beschreibt detailliert Unterrichtspläne und den Platz, den der Erwerb der französischen Sprache in ihnen einnimmt. So wur-

den Fachkenntnisse als wichtiger gewertet als die französischen Sprachkenntnisse.

Von dieser offiziellen Sprachpolitik ausgehend ist der zweite Teil der tatsächlichen Verwendung der französischen und deutschen Sprache im Alltag gewidmet. Neben den anfallenden Übersetzungen an offiziellen Stellen des Staates wie der Polizei, Gefängnissen etc. werden auch verschiedene Übersetzerfiguren und Dolmetscher mit Hilfe von Ansätzen der Mikrohistorie anhand von Fallstudien sehr anschaulich beschrieben. In einem weiteren großen Kapitel untersucht Paye das Erlernen der französischen und russischen Sprache und deren politische Dimension. So konnte sie feststellen, dass für die Bevölkerung zunächst das Erlernen der französischen Sprache im Vordergrund stand und man sich mit dem Zeitpunkt, ab dem ein Großteil der Bevölkerung im Zuge der militärischen Verluste Napoleons von einem Ende des Königreichs Westphalen ausging, zusätzlich mit russischen Dolmetscher-Büchern (um 1813) eindeckte, um, wie Paye in ihrem Fazit schreibt, »Der französischen Sprache mächtig, mit der russischen gewappnet« (520) zu sein. Auch mit einem Kapitel zu Bittschriften in französischer Sprache verfolgt Paye den Ansatz, sich der gesamten Bevölkerung und weniger einem Elitenkontext zuzuwenden. Auch den Karikaturen sowie dem königlichen Wappen sind Kapitel gewidmet. Am Beispiel des besonderen Ereignisses der Inszenierung eines Sarges untersucht Paye auch über die Sprache und Bilder hinausgehende Kommunikation über »Handlungen und deren Deutung« (334).

Sehr spannend ist auch der letzte Teil mit dem Titel »Sprachbewusstsein, Verständigungsschwierigkeiten, Sprachdominanz und -konflikt«, in dem sich Paye der Sprache auf ganz unterschiedlichen Ebenen widmet, von Übersetzungsproblemen, der Dominanz des Französischen über das Deutsche bis zu offiziellen Straßennamenumbenennungen. Auch dem Streit um die Sprache der Bücher in der königlichen Bibliothek

ist ein kurzes Kapitel gewidmet sowie dem Theaterleben, die als ein Kristallisationspunkt der Politisierung und der Rolle der Sprachen angesehen werden können.

Die Arbeit weist zahlreiche Belege und Fußnoten sowie ein sehr umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis (525–584) auf. Zudem enthält sie ein Personen-, Orts- und Sachregister (585–599) für die gezielte Suche. Sie ist sehr gut geschrieben und spannend zu lesen.

Zwei Kapitel der Dissertation sind online und frei zugänglich publiziert: »Gerüchte im Fokus der Polizeibeamten und als Quelle der Information für die Westphalen (1807–1813)« (<<https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-00795333/document>>, zuletzt konsultiert 17. 2. 2015), »Postwesen und Briefkultur im Königreich Westphalen. Das offizielle Netz und sein geheimes und privates Pendant (1807–1813)« (<<https://halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-00793224/document>>, zuletzt konsultiert 17. 2. 2015).

Annika Haß, Saarbrücken

Philippe Richard: *L'écriture de l'abandon. Esthétique carmélitaine de l'œuvre romanesque de George Bernanos*. Paris: Champion 2015, 631 S. (Poétiques et esthétiques XX^e–XXI^e siècles, 23)

L'abandon est un terme dont l'importance dépasse largement la fréquence de son usage, comme on le voit dans l'annexe 2 de cet ouvrage (559–561) qui en enregistre l'emploi dans l'œuvre romanesque de Bernanos. On comprend donc que la critique littéraire ait sous-estimé sa pertinence. Ses rapports à la doctrine carmélitaine auraient pourtant pu être notés par ceux qui ont signalé la présence de la pensée de Thérèse de Lisieux dans ses romans, mais il fallait encore découvrir sa familiarité avec Thérèse d'Avila et Jean de la Croix, voire son innutrition d'une »esthétique carmélitaine globale« (13),

Passinis Werk überzeugt in der erneuten, fokussierten Lektüre der Werke der Kunstgeschichte, die bis heute die Basis der Renaissance- und Gotikforschung bilden. Dabei ergänzt sie die bekannten und weniger bekannten Texte um bisher unveröffentlichtes Archivmaterial. So kann sie z. B. die verbreitete Meinung der unüberwindbaren Ablehnung der französischen Kunst des 16. Jahrhunderts durch Eugene Müntz korrigieren: seine Aufzeichnungen zu zwei nicht mehr fertiggestellten Folgebänden seiner *Histoire de l'Art pendant la Renaissance* formulieren deutlich seine Bewunderung für die „nationale“ Kunst (vgl. S. 37). Durch die Zusammenführung deutscher und französischer Positionen, teilweise in erstmaliger Übersetzung ins Französische, bereitet die Autorin hier außerdem eine breitere Rezeption dieser Quellen vor. An einigen Stellen hätte der Leser von einer genaueren Definition der Grundbegriffe profitieren können. Sowohl die ‚Nationalisierung‘ als auch die ‚normative Ästhetik‘ bleiben Konzepte, die zwar immer wieder argumentativ benutzt werden, jedoch keine allgemeinere Definition und Verortung in der Zeitgeschichte erfahren. Der weite Bogen, den Passini hier in der Diskussion und Konstruktion nationaler Identität von 1870 bis 1933 schlägt, bleibt jedoch beeindruckend. Ergänzt wird die Studie durch viele Abbildungen, wobei neben historischen Fotografien vor allem auch Reproduktionen von Notiz- oder Skizzenseiten die Lektüre deutlich verlebendigen.

Michaela Passinis Analyse der politischen Prägung des kunsthistorischen Diskurses beleuchtet nicht nur ein wichtiges Kapitel in der Professionalisierung des Fachs. Sie führt außerdem deutlich vor Augen, wie sehr Museen, Ausstellungen und die Historiografie, welche in ihnen geschrieben wird, zur Konstruktion der kulturellen Identität beitragen. „Vom Ende des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts hatte das Schreiben von Kunstgeschichte eine politische Dimension“ (S. 253) – „Doch hat sie aufgehört, dies zu sein?“ (Vorwort von Roland Recht, S. XIX).

Philippa Sissis, Berlin

Paye, Claudie: „Der französischen Sprache mächtig“. *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813*, München: Oldenbourg, 2013, 599 S.

480 71728

Die Studie untersucht vor dem Hintergrund der Nationenbildung und der dabei ins Zentrum rückenden Sprachentfrage, welche Rolle Zweisprachigkeit im Königreich Westphalen zwischen 1807 und 1813 spielte. Sie fragt, ob es tatsächlich eine deutsch-französische Sprachbarriere gegeben hat oder diese im Zuge des aufkommenden sprachlichen Einheitsideals hochstilisiert wurde, wie die Sprache wahrgenommen wurde und die kommunikativen Alltagspraxis im Königreich Westphalen beschaffen war. Um diese Fragen zu klä-

ren, behandelt Paye in einem ersten Teil die Sprachpolitik des westphälischen Staats, um dann zweitens die Sprach- und Kommunikationspraktiken im Königreich zu untersuchen und schließlich drittens die zeitgenössische Reflexion der spezifischen Sprachsituation zu analysieren. Damit will Paye auch einen Beitrag zu der Diskussion einbringen, ob das Königreich Westphalen als Modell- oder Vasallenstaat einzuordnen ist.

Die Untersuchung geht von zahlreichen Fallstudien aus und bleibt eng an den Quellen, die ausführlich, mitunter zu ausführlich, zitiert werden. Häufig werden die gleichen Quellenzitate an verschiedenen Stellen identisch wiederholt und auch die Argumentation ist mitunter redundant. Hier hätte eine Straffung der insgesamt sehr interessanten Studie gutgetan.

Paye macht im ersten Teil der Arbeit deutlich, dass die französische Regierung in Westphalen anders als im Rheingebiet eine pragmatische Sprachpolitik verfolgt hat. Zwar war Französisch die offizielle Sprache und die Sprache der obersten Verwaltungsebene von Regierung und Präfekten, diese Regelung wurde aber nur Verwaltungseintern und nicht durch ein offizielles Gesetz bekannt gegeben. Alle Verordnungen wurden stets zweisprachig veröffentlicht, um eine ausreichende Information der deutschen Bevölkerung und eine nachdrückliche Französisierung solle so verhindert und erleichtert und volksnah zu erscheinen. Widerstand der deutschen Bevölkerung gegen eine nachdrückliche Sprachrevolution behutsam umgesetzt werden. Ähnlich sah es in der Schulpolitik aus, wo zwar Französisch als Schulfach, insbesondere in Kassel, gefördert wurde, aber keine vorrangige Priorität besaß. Wichtiger für die westphälische Regierung waren die pragmatischen Schulreformen wie Schulpflicht, konsekutiver Unterricht, Geschlechtertrennung, Vermittlung von Naturwissenschaften und Realienkunde, wodurch die Kasseler Bürgerschule zum Vorläufer der späteren Realschule avancierte, die die Schulleitenden und Schüler besser als zuvor auf das praktische Leben vorbereitete.

Bei der Untersuchung der Sprach- und Kommunikationspraktiken geht Paye zuerst auf die Übersetzer und die Übersetzungspraxis ein. Sie stellt die wenigen aktenkundig feststellbaren Dolmetscher vor, was mitunter zu detailreich ist und redundant ist und vom eigentlichen Thema ablenkt. Hier wäre eine systematischere Sammelbiografie sinnvoller gewesen. Bei der Darstellung der Übersetzungspraxis gelingt es Paye dagegen sehr gut, die Nachteile der von der französischen Verwaltung praktizierten Übersetzungstätigkeit herauszuarbeiten. Sie hat die Verwaltungsvorgänge und Entscheidungsprozesse verhängsam und führte mitunter in gebildeten Kreisen, insbesondere jenen, die offizielle Verhandlungen und Zeitungen zweisprachig rezipieren konnten, zu größeren Handlungs- und Informationsspielräumen, weil die Übersetzungen oft widersprüchlich bzw. mitunter auch dem eigentlichen Ziele entgegengesetzt ausfielen.

Paye macht das Interesse der westphälischen Bürger am Erwerb der französischen Sprache deutlich und definiert das als „Sprachpolitik ‚von unten‘“ (so eine Kapitelüberschrift). Davon zeugen die zahlreichen französischen Sprachlehrer und der Boom bei französischen Sprachlehrwerken und französischen Literatur seit 1807. In Ermangelung einer gezielten staatlichen Sprachpolitik organisierten die Bürger Französischunterricht in Privatinstituten. Verantwortlich dafür war insgesamt weniger eine ausgeprägte Frankophilie, sondern vielmehr eine ganz pragmatische Denkweise: Französisch als Sprache der Sieger war angesehen und prestigeträchtig. Als dann 1813 die Akten des französischen Kaiserreichs im Fallen begriffen waren, erlebten Russischlehrbücher in Westphalen Hochkonjunktur. Pragmatismus bewies die westphälische Bevölkerung auch bei der Praxis, durch Bittschriften eigene Interessen gegenüber der Verwaltung durchzusetzen. Obwohl der Verwaltungsapparat auf deutschsprachige Bittschriften ausgerichtet war, wurden diese häufig auf Französisch oder mit französischen Versatzstücken eingereicht.

Die Autorin wendet sich auch Formen der Kommunikation zu, die insbesondere eine kritische Auseinandersetzung mit der französischen Besatzung ermöglichten und bezweckten. Dazu gehörten antinapoleonische Karikaturen, die nicht nur als Bilder kursierten, sondern die auch als Anekdoten mündlich verbreitet wurden. Neben den Karikaturen analysiert sie auch Gerüchte und symbolische Zeichen, die ebenfalls in breiten Teilen der Unter- und Mittelschichten kursierten und ihre Meinungen widerspiegeln. Schließlich kann sie den Meinungsbruch der Bevölkerung auch am Umgang mit den westphälischen Staatsinsignien, insbesondere Wappen, deutlich machen, die anfangs durchaus anerkannt, ab 1813 dann aber in zunehmendem Maße zum Objekt von Angriffen wurden.

Abschließend analysiert Paye Sprachbewusstsein und Fragen der Sprachdominanz. Sie macht die Attraktivität und schlechende Dominanz des Französischen deutlich, die sich in der Französisierung des öffentlichen Lebens insbesondere in Kassel in der Bevorzugung Französisch sprechender Personen innerhalb der Verwaltung und nicht zuletzt an den unzähligen Deutschenennissen des Königs Jérôme sowie seiner wichtigsten französischen Mitarbeiter zeigen. Zudem gelingt es ihr bei der Analyse der Sprachpraxis in der hohen Verwaltung und dem westphälischen Hof, zentrale Problemfelder des westphälischen Modellsraats deutlich zu machen. Hier zeigt sich nämlich, dass weniger die Sprachbarriere zwischen Deutsch- und Französischsprachigen die zentrale Hypothek der napoleonischen Staatserschöpfung war, sondern die Vermischung von revolutionären bürgerlichen und traditionellen aristokratischen Prinzipien. So zeugten die Sprachkonflikte auf oberster Ebene des Staates zwischen der deutschen und der französischen Partei am Hof und in den Ministerien eher davon, dass die arrivierten deutschen Adligen, die des Französischen durchaus mächtig waren, das

Deutsche im Umgang mit den aus bürgerlichen Kreisen stammenden französischen Elften favorisierten, weil sie diese als sozial nicht ebenbürtig betrachteten. Hier wirkte sich also die widersprüchliche napoleonische Politik aus, die einerseits eine Modernisierung von Staat, Recht und Gesellschaft vorantrieb, andererseits aber durch die Schaffung des napoleonischen Neuaudels und das Bündnis mit Teilen des deutschen Hochadels Hindernisse für die Umsetzung der Gesellschaftsreform aufwarf.

Gesamtgesellschaftlich spielte daher die deutsch-französische Sprachbarriere in Westphalen, so eine wichtige These Paves, keine zentrale Rolle, da selbst zwischen den verschiedenen sozialen Schichten der einheimischen Bevölkerung aufgrund der verschiedenen Dialekte gerade im ländlichen Raum erhebliche Verständigungsschwierigkeiten bestanden. Die westphälische Gesellschaft war zu Beginn des 19. Jahrhunderts mehrsprachiger, als die spätere Meistererzählung der nationalen Historiker suggerierte. Die angebliche deutsch-französische Sprachbarriere war ein Produkt der nationalistischen Agitation seit 1813. Viel entscheidender für die zunehmende Delegitimierung des westphälischen Modellstaats wirkten sich die Widersprüche der napoleonischen Reformpolitik sowie die übersteigerte napoleonische Kriegspolitik, die der westphälischen Bevölkerung zahlreiche menschliche und finanzielle Opfer abforderte, aus. Damit untermauert die Analyse Paves bisherige Forschungsergebnisse, die das Königreich Westphalen als widersprüchlichen Modellstaat kennzeichnen. Als zentrale Entwicklung der napoleonischen Zeit hebt die Studie die nachhaltige Politisierung der westphälischen Gesellschaft, die sich in unterschiedlichen, aufeinander Bezug nehmenden mündlichen und schriftlichen Medien artikuliert, hervor. Die niebenjährige Existenz des Königreichs Westphalen hat daher sowohl einer Politisierung als auch einem Wandel der kommunikativen Strategien der Bevölkerung Vorschub geleistet. Hinter Sprachkonflikten verbargen sich dagegen oft kulturelle, soziale und politische Motive.

Thomas Hopel, Leipzig

Ritau, Andreas: *Symbole franco-allemands 1963–2013. Construction d'un champ transnational*, Paris: L'Harmattan, 2012 (Allemande d'hier et d'aujourd'hui), 93 S.

Die „étude succincte“ (S. 83) von Andreas Ritau zu den deutsch-französischen Symbolen der Zeit nach dem Elysée-Vortrag erinnert an einen Forschungsantrag, der zu einem Buch erweitert wurde. Der Prolog beinhaltet einen ausführlichen Theoretikteil. Unter ‚Symbol‘ wird hier in Anlehnung an Ernst Cassirer ein Sinnträger, der menschliche Gruppen verbindet, verstanden. Ritau steht darin aber auch ein Webutensil, das das Universale und das

Paye, Claudie: *„Der französischen Sprache mächtig“*. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813. Oldenburg: Oldenbourg Verlag 2013. ISBN: 978-3-486-71728-0; 600 S.

Rezensiert von: Martin Knauer, Historisches Seminar, Westfälische Wilhelms-Universität

Mit der Untersuchung sprachlicher Kommunikation im weiteren Sinne fügt sich Claudie Payes lesenswerte Dissertationsschrift in eine Reihe neuerer Ansätze zur Geschichte der napoleonischen Herrschaft in Deutschland, die nicht primär nach Traditionsbrüchen und Legitimationsdefiziten fragt, sondern Kontinuitäten und Integrationspraktiken in den Blick nimmt. Als Exempel hierfür dient das von einem jüngeren Bruder des Kaisers regierte Königreich Westphalen.¹ Im Kern geht es Paye um die Frage, welche Sprachpolitik jenes deutsch-französische Staatswesen verfolgte und welche Bezüge zwischen den beiden Amts- und Öffentlichkeitsprachen in Hinsicht auf die Konstruktion einer „westphälischen Nation“ bestanden (S. 25). Wichtigste Grundlage bilden die von der Forschung noch kaum berücksichtigten, da in der russischen Nationalbibliothek in St. Petersburg verwahrten Akten der westphälischen Hohen Polizei, unter denen vor allem die Spitzelberichte der zumeist deutschen Polizeiagenten aufschlussreiches Material bieten.

Das Buch ist in vier teilweise sehr umfangreiche Teile untergliedert. Der erste analysiert die offizielle Sprachpolitik Westphalens, wobei ein Schwerpunkt bei der Spannung zwischen den staatlichen Direktiven und der tatsächlichen Sprachpraxis liegt. Teil zwei befasst sich mit „Sprach- und Kommunikationspraktiken“, Teil drei mit einer Analyse des Sprachbewusstseins, der Verständigungsschwierigkeiten und Sprachkonflikte. Der vierte und letzte Teil fasst die Ergebnisse im Wesentlichen zusammen. Paye zeigt zunächst, dass die Regierung bewusst einen pragmatischen Weg einschlug und das Französische bevorzugte, ohne das Deutsche gänzlich zu verdrängen. Einerseits zielte die Administration kulturell auf eine „Assimilation und ‚Degermanisierung‘ der Westpha-

len“ (S. 67), indem sie Französisch als Einheitssprache förderte. Andererseits sorgte der Staat für Nischen, die den parallelen oder subsidiären Gebrauch der deutschen Sprache ermöglichten. Nach königlichem Beschluss vom März 1808 war zwar für Verhandlungen des Staatsrates und die Korrespondenz der Minister untereinander das Französische obligatorisch. Aber schon die Präfekten hatten lediglich in ihren Schreiben an die Ministerien und Generaldirektionen die erste Amtssprache zu benutzen, während sie gegenüber den nachgeordneten Behörden auf Deutsch kommunizieren sollten. Die Präfekten agierten somit als Bindeglied zwischen den deutschen und den französischen Verwaltungsbereichen. Gerichte, Lokalverwaltung und Friedensrichter benutzten ausschließlich die deutsche Sprache. Dagegen war für die Amtsblätter und offiziellen Zeitungen der Kolinquismus vorgeschrieben. Der Westphälische Moniteur, das staatliche Zentralorgan, erschien in den sechs Jahren, in denen das Königreich existierte, mit jeweils zweisprachigen Textspalten. Dass sich der Französisierung einer des Französischen weitgehend unkundigen Bevölkerung erhebliche praktische Probleme entgegenstellten, zeigt Payes Untersuchung des Lehrpersonals und der Lehrpläne. Den Schulen traute man eine führende Rolle bei der Etablierung einer französisch-westphälischen Identität zu. Tatsächlich erwies sich die Suche nach geeignetem Lehrpersonal als überaus schwierig. Die Lehrpläne sahen zwar mehrstündigen Französischunterricht und Fachunterricht in französischer Sprache vor, konnten dies mangels sprachkundiger Lehrer aber kaum umsetzen. Von einer „systematischen sprachlichen Französisierung“ (S. 97) kann somit auch in diesem Falle keine Rede sein.

Der Hauptteil der Arbeit befasst sich mit „Sprach- und Kommunikationspraktiken“. Vor allem hier geht die Studie neue Wege, indem sie innovative Zugänge zur bilingua-

¹ Zu Identitätsbildung und Erinnerungskultur etwa Armin Owzar, Eine Nation auf Widerruf: Zum politischen Bewusstseinswandel im Königreich Westphalen, in: Helga Schnabel-Schüle (Hrsg.), Fremde Herrscher – fremdes Volk: Inklusions- und Exklusionsfiguren bei Herrschaftswechsels in Europa, Frankfurt a.M. 2006, S. 43–72; Anika Bethan, Napoleons Königreich Westphalen. Lokale, deutsche und europäische Erinnerungen, Paderborn 2012.

len Sprach- und Kommunikationskultur Westphalens erschließt. Dafür werden unter anderem die Biographien der im staatlichen Auftrag sowie für Privatleute tätigen Übersetzer analysiert. Gefragt wird nach deren Übersetzungspraxis, aber auch nach den Grundlagen des Spracherwerbs. Viele dieser zumeist aus Deutschland stammenden Übersetzer kamen aus der Militärverwaltung, andere arbeiteten als Präfektursekretäre, wobei sich der Staat bemühte, für seine Verwaltung so viel Zweisprachige wie möglich einzustellen, um die vorgeschriebenen Übersetzungsvorgänge verwaltungsintern bewältigen zu können (S. 121). Besonders interessant ist Payes Analyse der damals gebräuchlichen Sprachlehrbücher und ihrer Autoren, insbesondere der so genannten „Dolmetscher“, die sich von konventionellen Sprachführern dadurch unterschieden, dass sie für den schnellen Spracherwerb zur privaten Konversation oder für das Wirtshausgespräch nur die gängigsten Vokabeln und Redewendungen enthielten (S. 194). Dass sich mit Sprache Politik machen ließ, zeigt nicht zuletzt das Aufkommen russischer Dolmetscher, die zu Beginn des Jahres 1813, als sich die Niederlage Napoleons abzeichnete, neu aufgelegt wurden. Die westphälische Administration sah hierin ein Zeichen, dass die Bevölkerung nicht mehr an die Zukunft des Landes glaubte, worauf sie mit Zensur und Repressalien reagierte.

Des Weiteren werden „französierte“ oder von professionellen Schreibern erstellte Bittschriften untersucht sowie nonverbale Kommunikationsformen, die gleichwohl über die Sprache ihre Wirkung erzielten. Hier geht es einerseits um Karikaturen und staatskritische Installationen, andererseits um den pejorativen wie auch Bilder stürmenden Umgang mit Hoheitszeichen. So lässt sich das Verspotten und Beseitigen westphälischer Wappen als signifikante Kommunikationsverweigerung begreifen, bei der sich die Sprache – etwa als verbaler Angriff – und das dargestellte, verfremdete oder zerstörte Herrschaftssymbol aufeinander beziehen. Diese Interdependenz von Bild und Schrift findet sich exemplarisch bei den antinapoleonischen Karikaturen, die oftmals erst dadurch publik wurden, indem man über sie sprach (S. 293).

Die im dritten Teil gestellte Frage nach Ver-

ständigungsschwierigkeiten und Sprachbarrieren, die sich schon daraus ergaben, dass die überwiegende Mehrheit der Westphalengar nicht oder doch nur mangelhaft das Französische beherrschte, wird unter dreierlei Aspekten untersucht. Geht es zunächst um Unzulänglichkeiten der Übersetzungen, „Hemmungen, sich in der Fremdsprache auszudrücken“ (S. 363) und die doch eher seltenen Fälle fließender Sprachbeherrschung, wird anschließend nach Formen und Folgen französischer Sprachdominanz gefragt. So war die Bereitschaft der Bürger, sich die jeweils andere Sprache anzueignen, höchst unterschiedlich ausgeprägt. Bekannt ist das Beispiel des Monarchen (König „Lustik“), der zwar ankündigte, Deutsch zu lernen, aber keinerlei Schritte in diese Richtung unternahm. Der letzte Aspekt gilt durch mangelnde Sprachkenntnis ausgelösten Konfliktsituationen, die im Falle von Hof und Verwaltung, aber auch am Beispiel der königlichen Bibliothek und des Kasseler Theaterlebens thematisiert werden.

Paye zeichnet ein vielschichtiges, perspektivenreiches und instruktives Bild westphälischer Sprach(en)politik und Sprachpraxis, das für die Westphalenforschung wie für die Geschichte des napoleonischen Deutschland insgesamt einen erheblichen Gewinn darstellt. Tatsächlich, so Paye, ging es oftmals weniger um sprachliche, denn um kulturelle Differenzen. So war etwa die soziokulturelle Kluft in der westphälischen Hofgesellschaft, bei der Angehörige der einheimischen Aristokratie auf bürgerliche Parteigänger des Königs trafen, die dieser aus seinem Vorleben als französischer Marineoffizier nach Kassel mitgebracht hatte, für die gescheiterte Kommunikation wohl eher verantwortlich zu machen als sprachliche Verständigungsschwierigkeiten (S. 478). Die Kennzeichnung des westphälischen Adels als deutsch beziehungsweise französisch besitzt aber auch ein gewisses Manko. Sie geht etwa darüber hinweg, dass im Königreich eine adelige Verwaltungselite unter anderem aus Hessen-Kassel, Braunschweig, Preußen und Hannover zusammentraf, die über sehr unterschiedliche Staatstraditionen und kulturelle Erfahrungen verfügte. Dies gilt letztlich für die Bevölkerung insgesamt. So lebten die Bewohner der Hauptstadt Kassel bis 1806 unter der Regentschaft des

als frankophob bekannten hessischen Landgrafen und Kurfürsten Wilhelm I., der die französische Kunst und Kultur in seinem Land massiv bekämpfte, während etwa der Braunschweiger Hof bis zu seiner Vertreibung eine besondere Affinität zur französischen Aufklärung pflegte. Eine stärkere Berücksichtigung solcher regionalen Differenzierungen und Sonderentwicklungen unterhalb der Schwelle des Nationalen könnte bei der Frage nach der sprachlich-kommunikativen Praxis des napoleonischen Zeitalters vermutlich noch Neues zutage fördern.

HistLit 2014-1-028 / Martin Knauer über Paye, Claudie: *„Der französischen Sprache mächtig“*. *Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813*. Oldenburg 2013, in: H-Soz-Kult 15.01.2014.

Claudie Paye, „Der französischen Sprache mächtig“. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen (1807–1813). (Pariser Historische Studien, Bd. 100.) München, Oldenbourg 2013. 599 S., € 64,80. // DOI 10.1515/hzhz-2014-1482

Bettina Severin-Barboutie, München

Die europäischen Gesellschaften stellen sich den Herausforderungen der Mehrsprachigkeit heutzutage in unterschiedlicher Weise. Den einen gilt sie als Ressource, die anderen sehen in ihr ein Integrationshindernis. Tatsächlich war und ist Europa jedoch zu keinem Zeitpunkt in seiner Geschichte ein Container additiv zusammengefügt monolingualer Sprachräume oder -gruppen, sondern in hohem Maße von gemischtsprachigen Verhältnissen geprägt. Die vorliegende Arbeit von Claudie Paye über Kommunikationsprozesse im Königreich Westphalen, die aus einer in Cotuitelle entstandenen Dissertation hervorgegangen ist, führt dies eindringlich für die Herrschaftszeit Napoleons in Deutschland vor Augen.

Mit dem Königreich Westphalen hat die Vf.in dabei einen Staat ausgewählt, der zu den fremdsprachigen Peripherien des napoleonischen Empire gehörte, als Satellitenstaat jedoch auf das Engste mit der Sprache und Kultur Frankreichs verflochten war. Der westphälische König Jérôme Bonaparte war ein Bruder Napoleons und lernte zeit seiner Herrschaft kein Deutsch; in den Schlüsselpositionen von Regierung und Verwaltung saßen französische Beamte; Gesetze und Reglements stammten aus Frankreich; Namensgebungen folgten französischen Gepflogenheiten. Abgesehen davon sprachen selbst deutschsprachige Mitglieder der westphälischen Gesellschaft unterschiedliche Dialekte oder Soziolekte. Das Königreich Westphalen war somit zutiefst von der Präsenz, Konkurrenz und Interferenz mehrerer Sprachen geprägt.

Die Vf.in untersucht diese komplexe Situation aus drei unterschiedlichen Perspektiven. Im ersten Teil ihrer umfangreichen Studie befasst sie sich mit der Sprachpolitik der französischen Herrschaft und arbeitet heraus, wie die Regierung unter Jérôme Bonaparte keine eigentliche Sprachpolitik etwa durch den Oktroi von Französischunterricht in der Schule verfolgte, sondern sich darauf konzentrierte, die Bevölkerung durch Reformen nach französischem Muster zu französisieren. Der zweite Teil der Arbeit kreist um Sprachpraktiken, und das hierbei in den Blick genommene Spektrum ist weit gefächert. Es reicht von Übersetzungspraktiken in den Behörden bis zu subversiven Handlungen einzelner Personen und schließt mündli-

che Sprechakte ebenso ein wie semi-orale Kommunikationsformen, Texte und visuell vermittelte, zum Teil in den Bereich des Nichtsagbaren oder des Verbotenen verweisende Botschaften. Im dritten Teil der Studie geht es schließlich um wahrnehmungshistorische Fragen. Im Mittelpunkt stehen dabei einmal Konkurrenz- und Konfliktsituationen zwischen der französischen und der deutschen Sprache. Darüber hinaus kommen Spannungen zwischen Dialekten und Soziolekten sowie daraus erwachsene Kommunikationsbarrieren und Folgen in den Blick. Es zeigt sich, dass Sprache ein wichtiges Instrument sozialer Abgrenzungsprozesse nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb vermeintlich homogener Sprachgruppen war. Dichotome Erklärungsmuster entlang nationaler Kategorien greifen deshalb auch zu kurz.

Befunde wie dieser zeigen, dass die Vf.in in ihrer Studie keineswegs alten Wein in neue Schläuche gießt, sondern darin eine Reihe neuer, weiterführender Erkenntnisse über das Königreich Westphalen hervorbringt. So arbeitet sie die Bereitschaft und Fähigkeit der Bewohner des Königreichs heraus, ihre kommunikativen Praktiken an veränderte politische, soziale und kulturelle Rahmenbedingungen anzupassen. Ferner macht sie deutlich, wie sehr sich die Bevölkerung politisierte, wobei noch zu klären wäre, ob bzw. inwiefern diese Politisierung womöglich auch „fremdgesteuert“ und nicht nur den repressiven Rahmenbedingungen im Innern geschuldet war. Abgesehen davon zeigt sie, wie fließend die Grenzen zwischen mündlicher, schriftlicher und visueller Kommunikation, aber auch zwischen unterschiedlichen Medien waren. Die Arbeit ist somit weitaus mehr als nur eine weitere Fallstudie zum Königreich Westphalen. Sie bringt Impulse der jüngeren Kommunikations- und Mediengeschichte gewinnbringend in die Erforschung des Premier Empire ein. Zukünftige Forschungen zur napoleonischen Herrschaft werden deshalb an ihr nicht vorbeikommen. Ob sie eine generelle Öffnung der Napoleon-Forschung für Fragen, Methoden und Diskussionen mit sich bringt, die gemeinhin mit dem *linguistic turn* verbunden werden, bleibt abzuwarten.

Marion Schulte, Über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Preußen. Ziele und Motive der Reformzeit (1787–1812). (Europäisch-jüdische Studien, Beiträge, Bd. 11.) Berlin/Boston, de Gruyter 2014. 577 S., € 99,95.

// DOI 10.1515/hzhz-2014-1483

Tobias Schenk, Wien

Am 11. März 1812 erklärte der preußische König Friedrich Wilhelm III. die Juden zu „Einländern und preußischen Staatsbürgern“. Mit ihrer Dissertation (TU Berlin) strebt Schulte eine Analyse der diesem legislativen Akt vorgelagerten, nach dem Tod Friedrichs des Großen (1786) einsetzenden „Konflikt- und Diskursgeschichte zwischen den Delegierten der Judenschaften und der preußischen Beamtenschaft“ an (Umschlagtext).

Im Hauptteil (S. 113 ff.) widmet sich Schulte zunächst den 1787 auf Gesuch jüdischer Deputierter einsetzenden Beratungen über eine „Reform des Judenwesens“, die über Ansätze nicht hinaus kamen und 1792, vor dem Hintergrund der Koalitionskriege gegen das revolutionäre Frankreich, auf den Zeitpunkt nach Kriegsende vertagt wurden. Sodann behandelt die Autorin das 1797 erlassene Judenreglement für Süd- und Neuostpreußen und geht schließlich auf die Jahre nach dem militärischen Zusammenbruch von 1806 ein, in denen die Debatte um die rechtliche Gleichstellung der Juden erneut auf die politische Agenda rückte. Besonderes Augenmerk legt Schulte dabei auf die Diskussion um die Zulassung der Juden zum Militär- und Staatsdienst, die Aufhebung von Sonderabgaben und um christlich-jüdische Mischehen. Zusammenfassend betont die Autorin, dass das Edikt von 1812 die Zuerkennung staatsbürgerlicher Rechte nicht von einer vorhergehenden Assimilation der Juden an die christliche Mehrheitsgesellschaft abhängig machte. Der vermeintliche jüdische Nationalcharakter blieb innerhalb der Administration zwar negativ konnotiert, doch beförderten die durch die Staatskrise von 1806 in den Vordergrund drängenden Nützlichkeitsabwägungen eine partielle Entschärfung antijüdischer Vorurteile, zumal die langfristige Perspektive einer vollständigen Assimilation erhalten blieb. Schulte kann aufzeigen – und hierin liegt das hauptsächliche Verdienst der vorliegenden Studie –, wie eng die rechtliche Gleichstellung der Juden mit grundlegenden Fragen der Gewerbe-, Agrar- und Militärpolitik verknüpft war.

Eine grundlegende Neubewertung des Edikts von 1812 vermag der Rez. aus der vorliegenden Studie allerdings nicht herauszulesen. Auffällig ist zunächst die mangelhafte entwicklungsgeschichtliche Einbindung des Hauptteils. Während in der

Rezension: Der französischen Sprache mächtig. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen (1807–1813) – Claudie Paye

rezensiert von Katharina Thielen

⟨1⟩ Am 18. August 1807 wurden große Teile der heutigen Bundesländer Nordrhein-Westfalen, Hessen, Thüringen, Sachsen-Anhalt und Niedersachsens per Dekret durch Napoleon zum Königreich Westphalen zusammengeschlossen und standen fortan unter der Herrschaft seines Bruders Jérôme. Wie gingen die Bewohner mit dem neuen französischen Staatsmodell und der Anwesenheit zahlreicher Franzosen um? Wie funktionierte die Kommunikation mit ihnen und welche Folgen hatten etwaige Sprachbarrieren? Was es damals tatsächlich bedeutete, „der französischen Sprache mächtig“ zu sein, untersucht Claudie Paye in ihrer gleichnamigen Dissertation mit dem Untertitel „Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813“, welche betreut von Prof. Dr. Rainer Hudemann (Saarbrücken) und Prof. Dr. Étienne Francois (Berlin) als 100. Band der Pariser Historischen Studien 2013 im Oldenbourg Verlag erschienen ist.

⟨2⟩ Die Autorin folgt mit ihrer Arbeit, die sie einleitend klar der sozial- und kulturgeschichtlichen Forschungstradition zuordnet, in erster Linie einem kommunikations- und mediengeschichtlichen Interesse: Im Fokus liegt „die Sprachenfrage und die Kommunikation mit den Sprachen und jenseits der Sprachen in der westphälischen Herrschaft und Gesellschaft“ (S. 24).

⟨3⟩ Auf der Basis einer paradoxen Quellenlage, welche die Sprachbarriere zwischen Franzosen und Deutschen einerseits als eklatantes Problem darstellt und andererseits keinerlei Sprachprobleme thematisiert, ja sogar eine Art „mysteriöse sprachliche Eintracht“ (S. 21) suggeriert, möchte sie der tatsächlichen Kommunikationspraxis im Königreich Westphalen auf den Grund gehen und erhebt dabei den Anspruch auch nichtschriftliche, d.h. zeichenhafte, symbolische, körperbezogene und mündliche Kommunikation mit einzuschließen. Gemäß dieses praxisorientierten Ansatzes, der zudem möglichst weite Teile der westphälischen Gesellschaft in den Blick nehmen möchte, liegt der unübersehbare Schwerpunkt der Arbeit auf Teil B „Sprach- und Kommunikationspraktiken“ (S. 99–350) sowie deren Problematisierung in Teil C „Sprachbewusstsein, Verständigungsschwierigkeiten, Sprachdominanz und -konflikt“ (S. 353–498). Der erste Teil „Sprachpolitik im Königreich Westphalen“ (S. 59–98) fällt vergleichsweise kurz aus und kann auf zweierlei Ebenen als einführendes Kapitel verstanden werden: Zum einen werden die politischen Rahmenbedingungen skizziert und dem Leser so die für den Hauptteil notwendigen Hintergrundinformationen vermittelt, zum anderen liefert Teil A auch die Grundlagen für eine übergeordnete Fragestellung, mit welcher Paye den aktuellen Diskurs¹⁾ um den Zusammenhang von Sprache und Nation im Europa des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts aufgreift: Welchen Stellenwert nimmt Sprache in der französischen Herrschaft über Westphalen im Speziellen und in der Konstituierung von Selbst- und Fremdbildern und somit ferner auch in der Entstehung von Nationalbewusstsein im Allgemeinen ein?

⟨4⟩ Die offizielle Sprachpolitik im *Royaume de Westphalie* war von Beginn an auf administrativer wie auch öffentlicher Ebene durch deutsch-französische Zweisprachigkeit geprägt. Diese unerwartete „Sprachtoleranz“ (S. 510) bestätigt sich bei der näheren

Betrachtung staatlicher Behörden, sodass Paye die eher gemäßigte Sprachpolitik als „eine Art Kolinguisimus“ (S. 67) charakterisiert. Die Durchsetzung der französischen Sprache als Nationalsprache trat ihrer Meinung nach gegenüber der Durchsetzung der französischen Reformen in den Hintergrund. Gefestigt wird dieses Urteil anhand einer Analyse der westphälischen Schulpolitik, wobei an dieser Stelle möglicherweise auch zusätzliche Einblicke in andere Bereiche wie z. B. in die Kultur- und Wirtschaftspolitik gewinnbringend hätten hinzugezogen werden können.

<5> Gleichwohl ergibt sich aus diesen Gegebenheiten die immense Bedeutung der Übersetzer und Dolmetscher, die den Untersuchungsgegenstand des zweiten Teils der Studie bilden. Mit Hilfe zahlreicher Einzelbeispiele aus politischen, militärischen, öffentlichen wie auch privaten Sphären, gelingt es Paye, die Relevanz dieser in sich stark heterogenen Gruppe für das gesellschaftliche Miteinander herauszustellen und darüber hinaus einige „außerordentlich normale Zwei- und Mehrsprachige“ (S. 513) unter ihnen ausfindig zu machen, deren Französischkenntnisse, entgegen der bisher vorherrschenden Meinung, nicht auf höhere Bildung oder adeligen Herkunft zurückzuführen sind, sondern in territorialer und sozialer Mobilität begründet sind. Diese oft als „Ad-hoc Übersetzer“ (S. 125) arbeitenden Dolmetscher erwiesen sich, laut Paye, als unabdingbar für das Zusammenleben im interkulturellen Gefüge, wobei sie „jedoch weniger als kulturelle Vermittler als vielmehr als sprachliche Mittler und Verständiger betrachtet“ (S. 43) werden.

<6> Der Untersuchung liegt folglich ein primär funktionales Verständnis von Sprache zu Grunde, welches erst in einem zweiten Schritt um weitere Bedeutungsebenen, wie die, der sozialen Praxis und der Diskursanalyse, ergänzt wird. – Ein mikrohistorischer Ansatz, der den unterschiedlichen Fallstudien und den darin implizierten kulturellen Bedeutungsebenen gerecht wird und sich von der traditionellen Kulturtransferforschung, die für den deutsch-französischen Raum vor allem durch die herausragenden Arbeiten von Prof. Dr. Rolf Reichardt und Prof. Dr. Hans-Jürgen Lüsebrink geprägt wurden, abhebt.²⁾ „Sprache wird nicht selbstverständlich als Teil der Kultur subsumiert, sie gilt mitunter schlicht als Medium“ (S. 55) und ist somit nicht zwingend ein Indikator für die kulturellen Hintergründe des jeweiligen Sprechers oder für einen kulturellen Austausch zweier Verschiedensprachiger. Kurz: Nicht überall, wo Franzosen mit Deutschen kommunizierten ist ein „interkultureller Austausch“³⁾ festzumachen. Mit dieser unvoreingenommenen Einstellung und einem weitgefassten Kulturbegriff geht es in Teil B vor allem um die Frage, wie und auf welche Art und Weise Kommunikation auf unterschiedlichen Ebenen vonstatten ging.

<7> Antworten liefert eine „schrittweise erweiterte Quelleninterpretation“ (S. 53) durch „Dialogisierung, Rekonstruktion und Kontextualisierung“ (ebd.) einer großen Anzahl verschiedenartiger, meist in großen Teilen abgedruckter, Quellen, wobei Bild-, Sprach- und Raumtheorien, sowie Aspekten der Akkulturation und Assimilation je nach Quellenart mitberücksichtigt werden. Neben zahlreichen Schriftzeugnissen (Verwaltungs- und Polizeiakten, öffentliche Medien, Ego-Dokumente, Literatur, Wörterbücher etc.), die – wie Paye zu Recht bemerkt – zum Teil eine „Lesart zwischen den Zeilen erfordern“ (S. 49), werden auch Bildquellen (Karikaturen, Wappen, Münzen etc.), Bittschriften und mündliche Überlieferungen wie das „Gerücht“ zu Rate gezogen. Die abwechslungsreiche Darstellung zeichnet sich durch eine durchweg gute Verknüpfung der praktischen und theoretischen Ebene aus und wird um interessante Quellenzitate und mehrere Illustrationen bereichert, sodass eine bemerkenswert detaillierte Rekonstruktion der Kommunikation am Ende des zweiten Teils steht, die verschiedene Phänomene preisgibt. So dienten neue komplexe Kommunikationsstrategien mit Hilfe eines breiten Medienrepertoires nicht nur der bloßen Verständigung, sondern auch der Informationsbeschaffung im Zeitalter von Repression und

Zensur und führten zu einer allmählichen Politisierung der westphälischen Gesellschaft. Dieser Schluss, den Paye als „Sprachpolitik von unten“ (S. 512) bezeichnet und zu den positiven Langzeitfolgen der napoleonischen Herrschaft zählt, wird durch die Beobachtung untermauert, dass mit dem sich abzeichnenden Ende der „Franzosenzeit“ auch ein Schwinden des zuvor nachweislich hohen Interesses an der prestigeträchtigen Sprache zu erkennen ist. Stattdessen widmete man sich ab 1813 gemäß der politischen Situation dem Russischen und bezog so durch den Umgang mit Sprache Stellung.

⟨8⟩ Diese politische Dimension der Sprachenfrage spiegelt sich ebenfalls in vielen überlieferten Konfliktsituationen wieder, welche in Teil C ausgiebig behandelt werden. Auch hier veranschaulichen umfangreiche Quellenzitate die Wahrnehmung des Fremdsprachlichen durch die Zeitgenossen und lassen Rückschlüsse auf das Sprachdenken der Zeit sowie die Bedeutung der Sprache im Bezug auf Selbst- und Fremdzuschreibungen zu. Es stellt sich heraus, dass überall dort, wo Sprachbarrieren überliefert sind, gleichsam soziokulturelle Unstimmigkeiten vorhanden waren und „die Sprachenfrage weniger ein sprachliches als ein kulturelles Verständigungsproblem mit anderen Gruppen der Gesellschaft darstellte“ (S. 515). Eine rein nationale Abgrenzung über Sprache kann also widerlegt werden. Ihr Beitrag zum aufkommenden Nationalgedanken muss daher relativiert werden und ist hauptsächlich in ihrer späteren Instrumentalisierung durch die Historiographie des 19. Jahrhunderts zu suchen. Ob diese Erkenntnis auch auf die linksrheinischen Gebiete unter napoleonischer Herrschaft übertragen werden kann, wird weiterhin Aufgabe der geschichtswissenschaftlichen Forschung bleiben, für das Königreich Westphalen allerdings hat Claudie Paye exemplarisch aufgezeigt, dass die Sprachenfrage weniger eine Machtfrage unterschiedlicher Nationalitäten als vielmehr zwischen sozial und kulturell unterschiedlichen Gruppen war. Ihr engagiertes Ziel, eine Pilotstudie zu einer noch ausstehenden Sozial- und Kulturgeschichte der Sprache, des Sprechens und der Kommunikation zu liefern, wird demnach insofern Rechnung getragen, als das sie erstmals erstaunlich komplexe Kommunikationsvorgänge innerhalb einer Gesellschaft aufdecken und begreiflich machen kann.

⟨9⟩ Auch wenn es sich um eine mikrohistorisch angelegte Studie eines in seiner Zeit weitgehend abgeschlossenen Gebietes handelt, erweitert „Der französischen Sprache mächtig. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen 1807–1813“ die inter- und transnationale Perspektive auf die französische Herrschaft. Die Studie kann daher durchaus als erster Schritt hin zu einer Sozial- und Kulturgeschichte der Sprache, des Sprechens und der Kommunikation angesehen werden und liefert zudem wichtige Anknüpfungspunkte für andere Disziplinen wie die Historische Sprachforschung, die Soziolinguistik und Rechtsgeschichte.

⟨10⟩ So fortschrittlich sich das besprochene Werk hinsichtlich der gegebenen Impulse für weitere Forschungsarbeit erweist, so zeitgemäß ist auch die gewählte Publikationsform, denn zwei Kapitel sind in der gedruckten Fassung nicht vorhanden, dafür aber als OpenAccess-Veröffentlichungen bei „*Hyper Article en Ligne – Sciences de l’homme et de la société*“ zu finden:

⟨11⟩ „Gerüchte im Fokus der Polizeibeamten und als Quelle der Information für Westphalen (1807–1813)“ URL: halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-00795333 und „Postwesen und Briefkultur im Königreich Westphalen. Das offizielle Netz und sein geheimes und privates Pendant (1807–1813)“ URL: halshs.archives-ouvertes.fr/halshs-00793224

Rezensiert wurde:

Paye, Claudie: Der französischen Sprache mächtig. Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und Kulturen im Königreich Westphalen (1807–1813). Oldenbourg, München 2013 (= Pariser Historische Studien, 100) ISBN 978-3-486-71728-0.

Fußnoten

1. Einen Überblick gaben zuletzt Struck, Bernhard/ Gantet, Claire: Revolution, Krieg und Verflechtung 1789–1815, S. 19–28. Darmstadt 2008. (= Deutsch-Französische Geschichte, 5) »
2. Mit „Kulturtransfer im Epochenumbruch: Frankreich–Deutschland 1770 bis 1815“ hrsg. v. Rolf Reichardt und Hans-Jürgen Lüsebrink, Leipzig 1997. (=Deutsch-Französische Kulturbibliothek, 9.1) ist ein viel rezipiertes Überblickswerk genannt, welches u.a. sprachliche Aspekte beinhaltet. Theoretische Überlegungen zum Kulturtransferkonzept, die auch in die rezensierte Arbeit mit eingeflossen sind, finden sich bei Espagne, Michel/ Werner, Michael: Deutsch-französischer Kulturtransfer im 18. und 19. Jahrhundert. Zu einem neuen interdisziplinären Forschungsprogramm des C.N.R.S., in: Francia 13 (1985), S. 502–510. URL: http://francia.digitale-sammlungen.de/Blatt_bsb00016288,00518.html. »
3. Zum hier gemeinten Begriff der „interkulturellen Kommunikation“ siehe ausführlich Lüsebrink, Hans-Jürgen: Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. Stuttgart, 3. erw. Aufl. 2008 und Ders. [Hrsg.]: Konzepte der interkulturellen Kommunikation. Theorieansätze und Praxisbezüge in interdisziplinärer Perspektive. St. Ingbert 2004. »

Claudie Paye, *"Derfranzösischen Sprache mächtig".
Kommunikation im Spannungsfeld von Sprachen und
Kulturen im Konigreich Westphalen 1807-1813,*
München, Oldenbourg, 2013 , pp. 599.

Raffinata e documentatissima analisi. scritta da
una ricercatrice del Deutsches Historisches Institut
di Parigi, a proposito delle modalità di diffusione del
francese come lingua amministrativa nel regno di
Westfalia durante l'epoca napoleonica. L'argomento
viene studiato da una molteplicità di angoli prospettici:
la ricerca, da parte delle autorità francesi, del
personale amministrativo bilingue da impiegare; l'affermazione
del francese come lingua "di deferenza"
nel rapporto tra cittadinanza e autorità , la francesizzazione
del tedesco tanto nel dialogo dei sudditi con
le istituzioni quanto in molti aspetti della vita quotidiana:
ma anche l'intermittenza e talvolta l'evanescenza
della connessione tra amministrazione e cittadini
a causa dei perduranti problemi di reciproca
comprensione linguistica; o, ancora. la dilatazione
dei processi di politicizzazione della società locale
come conseguenza della concorrenza tra le due lingue
nello spazio amministrativo e in quello pubblico.
Una originale storia linguistica dell'amministrazione,
costruita grazie alla valorizzazione di
una vastissima perlustrazione archivistica, realizzata
a Marburg, Hannover. Lipsia, Berlino, Parigi , San
Pietroburgo.